



# achmann Literaturwettbewerb ior

# NAH & FERN



LAND KÄRNTEN  
Kultur

OR

GERÄTE  
**dič** 

FK

KÄRNTEN  
ÖVP  
KLAGENFURT

kelag

KUSS &  
ERLSE

# STADTTHEATER

ZONTA

WÖRthersee  
tur.   
Klage

**Kultur.**   
**Klagenfurt**  
am Wörthersee

# Energie für neue Freiräume.

Kreative Geschichten kennen keine Grenzen. Sie zeigen uns neue Welten, lassen die Gedanken höher fliegen und entführen uns in neue Freiräume – sie sind die Energie, die hinter jeder Idee steckt. Tag für Tag.

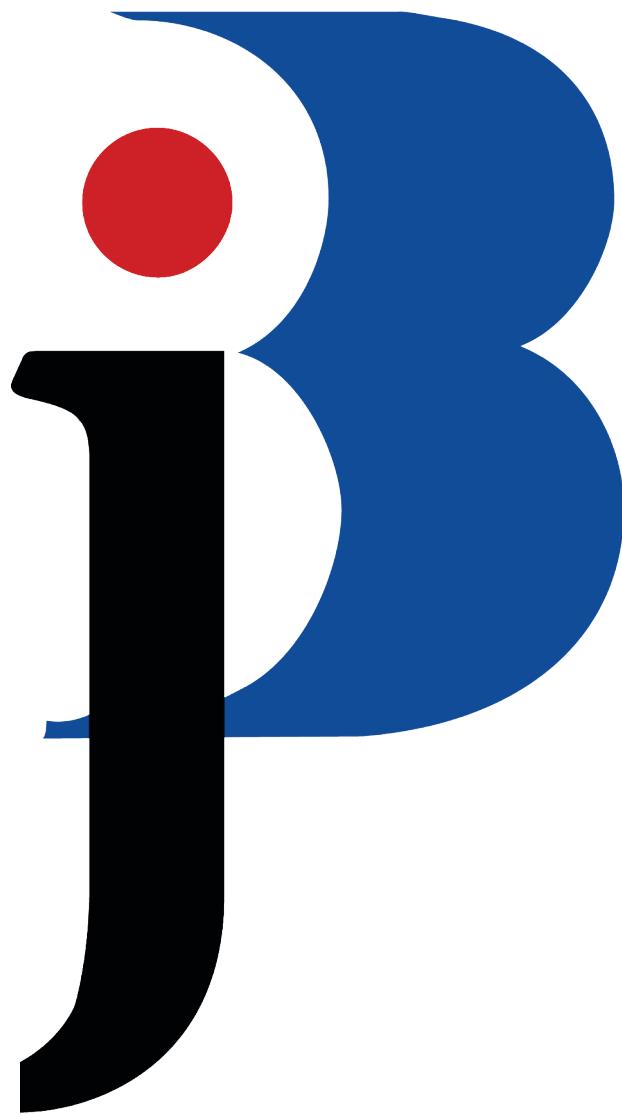
T: 0463 525 8000

[www.kelag.at](http://www.kelag.at)



/KelagEnergie

# Junior Bachmann Literaturwettbewerb 2016



Organisation:

Doberník Eva, Ebersberger Sarah, Knes Alexander, Mack Petra,  
Majdic Britta, Sagmeister Ursula, Della Schiava Manuela,  
Lerchner Birgit

# 24. Junior Bachmann Literaturwettbewerb

## Die Broschüre zur Lesung

Vorwort	5
Danksagung	6
Rückblick 2015	10
Die SiegerInnen im Kurzportrait	12
Kategorie I	
1. Platz	22
2. Platz	23
3. Platz	25
Alle bewerteten Texte der Kategorie I	26
Kategorie II	
1. Platz	44
2. Platz	46
3. Platz	48
Alle bewerteten Texte der Kategorie II	50
Kategorie III	
1. Platz	76
2. Platz	78
3. Platz	80
Alle bewerteten Texte der Kategorie III	82

### Impressum:

Ingeborg Bachmann Gymnasium, Ingeborg Bachmann Platz 1,  
A-9020 Klagenfurt

Redaktion, Layout & Design: Mag. Alexander Knes

Idee Plakat, Einladung & Cover: Daniela Medic

Texte: TeilnehmerInnen Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Vorwort: Mag. Rainer Isola

Druck: Mohorjeva Hermagoras Druckerei

## Vorwort

Jaja, die Kunst.....

Was sind wir doch nicht alle stolz auf unsere großen Söhne, neuerdings, wenn auch mit kräftiger Gegenwehr (an prominenter Spitze unser Fußball-Nationalteam) auch auf unsere Töchter. Sogar Schulen werden nach solchen benannt. – Unsere zum Beispiel!

Ingeborg Bachmann wäre heuer am 25. Juni 90 geworden, hätte es ihr nicht ihre von allerlei Ungesundem geschwächte Konstitution verunmöglicht, die Folgen des Zimmerbrandes, den sie durch Unachtsamkeit mit einer Zigarette selbst ausgelöst hat, zu überstehen. Im Bett sollte man eben nicht rauchen. Man sollte eigentlich überhaupt nicht rauchen. Das Ingeborg-Bachmann-Gymnasium ist rauchfrei. Das Ingeborg-Bachmann-Gymnasium ist sogar zur Gesunden Schule geworden.

Was würde Ingeborg Bachmann wohl zu unserem Tun sagen? Wir wissen es nicht.

Was wir wissen, ist, dass das Schöngestige nicht vom Himmel fällt. Weder das Schöngestige noch das Kritischgeistige, schon gar nicht das Kreativgeistige. Daher hat es sich unsere Schule zum Ziel gesetzt, ein wenig nachzuhelfen. Wir tun das neben aller Liebe zum Naturwissenschaftlichen mit unserem generellen Bekenntnis zur humanistischen Bildung, die wir uns mit großer Leidenschaft auf unsere Fahne geheftet haben.

In diesem Zusammenhang ist der Junior Bachmann Literaturwettbewerb ein zentrales Ereignis in unserem Schuljahr. Wir besingen nämlich nicht nur unsere verstorbenen Söhne und Töchter, wir tun auch was für das Großwerden der nächsten Generation. Schon viele Monate vor der Schlusslesung herrscht Aufregung im Hause, wenn die Plakate dafür aufgehängt werden. „Gibt das ausgeschriebene Thema was her? Soll ich es wagen, mich der Jury zu stellen? Kann ich überhaupt Literatur verfassen, wo ich doch nur die neun Textsorten des Bifie beherrsche? Sind Kinder und Jugendliche überhaupt literaturfähig? Wen interessiert, was ich schreibe.....?“ Tausend Fragen huschen durch die Pausengänge, ehe sich dann doch der eine oder die andere daranmacht, in den Produktionsprozess einzutauchen. Und dann tröpfeln die ersten Einreichungen herein. Und wieder wird es geheimnisvoll: Was haben unsere SchülerInnen verfasst? Wie viele Texte kommen von anderen Schulen? Wie viele gar aus dem Ausland? – Ja, der Junior Bachmann Literaturwettbewerb ist groß geworden über die Jahrzehnte!

Dann ist die Jury am Wort. Auch dort geht es spannend zu. Die einen erledigen diesen Job schon sehr lange, manche stoßen neu zu den Literaturschiedsrichtern. Beiden gemeinsam ist das Interesse an dem Geschriebenen und das Bewusstsein, mit dieser Arbeit einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Förderung des kreativen Klimas in unserem Land zu leisten. Unser Dank an euch dafür kennt keine Grenzen!

Ist diese Phase einmal vorbei, geht es ans Eingemachte: Verkündigung der Ergebnisse, selbstverständlich nur an die GewinnerInnen. Und auch die erfahren nur, dass sie in einer der drei Kategorien gewonnen haben, nicht aber ihre Platzierung. Als Lehrer hatte ich heuer erstmals die Freude miterleben zu dürfen, wie das vonstattengeht. Es klopfte während meines Unterrichts an der Tür und herein glitt, verschmitzt und mit einem vielsagenden Lächeln auf den Lippen, eine der unzähligen Teammitglieder des Projektes Junior Bachmann Literaturwettbewerb. Ein Name wurde Aufgerufen und der Grund des Besuches gelüftet: „Du hast heuer gewonnen.....“ - Man kann sich nicht vorstellen, was diese Mitteilung auslöste. Sprachlose, stolze, euphorische Freude bei der Siegerin (schon wieder eine große Tochter!) und anerkennende Überraschung (vielleicht sogar ein klein wenig Neid?) bei der Klasse.

Year, Literatur lebt! Sie schürt Emotionen, sie bringt das Blut in Wallung. Und das, ich kehre an den Anfang dieses Vorwortes zurück, würde Ingeborg Bachmann mit Sicherheit erfreuen, selbst oder vielleicht gerade im hohen Alter.

Unsere Schule ist froh, solche Emotionen freizusetzen, wir sind stolz, dem einen Sohn oder der anderen Tochter ein Gefühl für das Leben einer Kulturszene zu vermitteln, noch dazu einer, in deren Zentrum man selbst steht. Und wir gratulieren den Eltern, wenn ihre Kinder am Wettbewerb teilgenommen haben, noch viel mehr, wenn sie gewonnen haben!

So, und jetzt bedanke ich mich pflichtschuldig bei allen, die diesen Bewerb möglich machen - bei der Jury, den vielen Organisationenbeteiligten und nicht zuletzt bei den Sponsoren - und mache Schluss mit diesem Vorwort, weil ich mich auf die Schlusslesung freuen muss.

Welchen Preis meine Schülerin wohl gemacht hat - - - ?

Wir bedanken uns bei folgenden Institutionen, Firmen und Personen für die finanzielle, ideelle und tatkräftige Unterstützung des „Junior Bachmann Literaturwettbewerbs 2016“



Elternverein des Ingeborg Bachmann Gymnasiums | Verein der Freunde des Ingeborg-Bachmann-Gymnasiums | Dir. MMMag. Dr. Markus Krainz | Kelag Kärnten | Die Grünen Klagenfurt | Mohorjeva Hermagoras Druckerei | ZONTA Club Wörthersee | ÖAMTC | Kärntner Buchhandlung | Buchhandlung Heyn | Abteilung Präsidium der Landeshauptstadt Klagenfurt | Kulturabteilung der Stadt Klagenfurt | Bgm.<sup>in</sup> Maria-Luise Mathiaschitz | LH Dr. Peter Kaiser | ÖVP Klagenfurt | Landtagsklub der Grünen Kärnten | Amtsführender Präsident LSR Rudolf Altersberger | Uschi Loigge | Mag. Andreas Hudelist | Mag.<sup>a</sup> Griseldis Jäger | Mag.<sup>a</sup> Angelika Kirchlehner | Sabine Tscharre | Mag.<sup>a</sup> Dr. Angelika Trattnig | Mag. Matthias Kapeller | Mag. Andreas Görgei | Kuss & Kuss Friseure | MMag. Roland Zingerle | Johannes Paul Martin Zimmer | Hannes Majdič | Mag. Robert Görzer | Mag.<sup>a</sup> Dr. Evelin Fischer-Wellenborn | Mag.<sup>a</sup> Eva Maria Dobernig | Mag.<sup>a</sup> Sarah Ebersberger | Mag. Alexander Knes | Mag.<sup>a</sup> Irene Filippitsch | Mag.<sup>a</sup> Sabine Deubler-Wuksch | Mag.<sup>a</sup> Manuela Della Schiava | Mag.<sup>a</sup> Christa Waldhauser | Mag. Rainhard Molnar | Mag. Rainer Isola | Mag.<sup>a</sup> Uschi Sagmeister | Mag.<sup>a</sup> Britta Majdič | Mag.<sup>a</sup> Petra Mack | MMag.<sup>a</sup> Birgit Lerchner | Mag.<sup>a</sup> Petra Fanzoj | Heiko Ofner | Mario Löschnig | Doris Karpf | Adele Steinbauer | Bianca Kolesnik

Juroren:

Mag.<sup>a</sup> Griseldis Jäger | Mag. Andreas Görgei | Mag.<sup>a</sup> Sabrina Mikitz | Dr.<sup>in</sup> Tara Geltner | Christiane Reinhart-Janesch | Mag.<sup>a</sup> Angelika Kirchlehner | Mag.<sup>a</sup> Andreas Hudelist | Sabine Tscharre | Dr. Arno Rußegger | Margit Weber- Klaritsch | Landesdirkatorin ORF Karin Bernhard | Dipl. Päd. Klaus Tschaitschmann | Univ.-Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> Anke Bosse | Uschi Loigge | Amtsführender Präsident Rudolf Altersberger | Mag. Matthias Kapeller | Dr.<sup>in</sup> Angelika Trattnig | Johannes Zimmer | Heiner Zaucher |

# Bücher. Online.

heyn

Beratung,  
wie sie im  
Buche steht.  
Seit 1868.

## Portofrei.

# www.heyn.at

Die heynische Alternative zu Amazon.

Und gleich schnell!

### ⊕ Gratis-E-Books.

Unter [www.heyn.at](http://www.heyn.at) gibt es jede Woche ein E-Book gratis zum Download.

### ⊕ Schnelle Bestellung.

Bestellen Sie Ihre Bücher, E-Books, Spiele, Filme, Musik etc. unkompliziert mit nur 3 Clicks.

### ⊕ Portofreie Lieferung.

Die Lieferung erfolgt innerhalb Österreichs portofrei und innerhalb von nur 1–3 Werktagen. Völlig risikolos mit vollem Rückgaberecht.

### ⊕ Heyn Lese-App.

Holen Sie sich Ihre E-Books auch auf das Smartphone, iPad, iPhone oder Tablet. Kostenlos!

### ⊕ Gutes Gewissen.

Bei Heyn kaufen Sie beim österreichischen Familienunternehmen, Sie stärken damit die regionale Wertschöpfung. HEYN bietet faire Arbeitsbedingungen und die Steuerleistung bleibt, anders als beim deutschen Riesen, in Österreich.

### ⊕ Gut beraten.

Die Heyn-MitarbeiterInnen beraten Sie persönlich, freundlich, engagiert und professionell. Direkt in der Buchhandlung, telefonisch oder per E-Mail.



Buchhandlung Heyn. Beratung, wie sie im Buche steht. Seit 1868.

Kramergasse 2–4 | 9020 Klagenfurt | Österreich | Tel.: +43(0)463/54249-0 | Fax: DW 41

E-Mail: [buch@heyn.at](mailto:buch@heyn.at) | [www.heyn.at](http://www.heyn.at)



Die Grünen im Klagenfurter Gemeinderat  
gratulieren allen PreisträgerInnen  
des Bachmann-Junior-Wettbewerbs aus

# NAH

## UND FERN



 **DIE GRÜNEN**  
KLAGENFURT

# DER SOMMER WIRD EIN RIESENSPASS!

Das neue Kelag-PlusClub-Sommer-Gutscheinheft bringt wieder über € 1.000,- Ersparnis in den Bereichen Kultur, Shopping, Genuss und Freizeit. Mit diesen Angeboten kann man einfach mehr erleben – zum Beispiel so:



## FREIZEIT

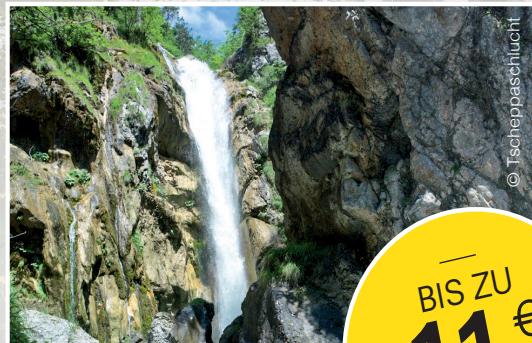


MINIMUNDUS  
KLAGENFURT

20%  
SPAREN

20 % ERMÄSSIGUNG AUF DEN  
EINTRITTPREIS

Entdecken Sie die kleine Welt am Wörthersee: Minimundus, Villacher Straße 241, 9020 Klagenfurt.  
Gültig bis 31.10.2016.



TSCHEPPA-  
SCHLUCHT FERLACH

BIS ZU  
11,- €  
SPAREN

GRATIS EINTRITT  
FÜR BIS ZU 2 KINDER

Erleben Sie die Urgewalt des Wassers in der Tscheppaschlucht, Unterloibl 65, 9163 Unterloibl.  
Gültig bis 26.10.2016.

KULTUR

SHOPPING

GENUSS

**Jetzt anmelden**

unter [www.plusclub.at](http://www.plusclub.at) oder 0463 525 8000

**Mehr erleben – weniger zahlen!**



Besuchen Sie uns auf [facebook.com/PlusClub](http://facebook.com/PlusClub)

KÄRNTEN ERLEBEN

JOKER

## Junior Bachmann Literaturwettbewerb 2015 - Rückblick

Im letzten Schuljahr fand zum 23. Mal der Junior Bachmann Literaturwettbewerb statt! Wie im Vorjahr wurden die Siegertexte, die zuvor von einer fachkundigen Jury gelesen und bewertet wurden, im ORF Theater Klagenfurt präsentiert. Die Schülerinnen durften vor der Originalkulisse von den „Tagen der deutschsprachigen Literatur“ ihre Werke live vor Publikum vortragen. Die Organisation führten Prof. Sarah Ebersberger und Prof. Eva-Maria Hoy durch. Das musikalische Rahmenprogramm hatte die Schulband unter der Leitung von Prof. Michael Lang über.



Die Preisträgerinnen der drei Kategorien brillierten nicht nur durch schriftstellerisches Können, sondern auch durch Professionalität und beeindruckende Rhetorik. Die Texte der Schülerinnen wurden aus mehr als 420 Einsendungen ausgewählt.



## Gewinner 2015

### Kategorie 1

- 1.Platz: Hella Auer (Ingeborg Bachmann Gymnasium)
- 2.Platz: Anna Starhemberg (BG/BRG Mössingerstraße)
- 3.Platz: Nina Weberhofer (Waldorfschule Klagenfurt)

### Kategorie 2

- 1.Platz: Johanna Tuscheck (Waldorfschule Klagenfurt)
- 2.Platz: Mia Winter (Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium)
- 3.Platz: Marthe Winter (Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium)

### Kategorie 3

- 1.Platz: Maria Pussig (CHS Villach)
- 2.Platz: Tamara Laßnig (Praxis-HAK Völkermarkt)
3. Platz: Melanie Suette (Praxis-HAK Völkermarkt)

Mag. Eva-Maria Dobernig, Mag. Sarah Ebersberger

# Die SiegerInnen 2016 im Kurzportrait

## Kategorie I

1. Platz

Clara Schilmar

Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium

Mein Name ist Clara Marie Schilmar. Ich bin 12 Jahre alt und lebe in Düsseldorf, der „schönen Perle am Rhein“. In Benrath besuche ich die sechste Klasse des Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasiums. Dort habe ich tolle Freundinnen, mit denen ich gerne etwas unternehme: Quatschen, Frozen-Joghurt essen, Klettern und Tischtennis spielen. Mit meiner Freundin Anna tanze ich jede Woche in der HipHop-Academy. Außerdem spiele ich Querflöte und singe mit viel Spaß in unserem Schulchor. In meiner Freizeit bin ich viel in der Natur unterwegs und beschäftige mich gerne mit Tieren. Meine beiden Meerschweinchen laufen jeden Tag fröhlich quiekend durch mein Zimmer und machen mich glücklich. Ich gehe regelmäßig mit unserer Nachbarshündin Anka Gassi. Dort gibt es außerdem drei Ponys, die zum Reiten zu klein sind und versorgt werden müssen. Ich mag es zu lesen, zu schreiben, zu zeichnen und nachzudenken.

Die Begeisterung für das Schreiben habe ich von meiner großen Schwester Sophie. Jedes Jahr schreibt sie eine



lange wunderschöne Geschichte, die sie zu Weihnachten verschenkt. Meine kleine Schwester Helena und mein giftgrünes Einrad existieren nicht nur in meiner Geschichte. Zusammen fahren wir gerne am nahegelegenen Brückerbach, der in der Ferne in den Rhein mündet.

Ich wäre gerne zur Preisverleihung nach Klagenfurt gekommen, aber es liegt leider für eine kurze Reise zu weit von Düsseldorf entfernt.

Kategorie I  
2. Platz  
Magdalena Roschitz  
Stiftsgymnasium St. Paul

Name: Magdalena Roschitz

Alter: 10 Jahre

Geburtstag: 07.07.2005

Familie: Schwester Hannah, Mama Brigitta, Oma Josefa, Tante Claudia, Hündin Pamina, Kater Flauschi, Papa Otmar

Schule: Stiftsgymnasium St. Paul, Klasse 1e

Hobbys: Singen, Tanzen, Geschichten schreiben, Lesen, Rad fahren, Schwimmen, Cello& Harfe spielen usw.

Lieblingsbuch: Harriet versehentlich berühmt, Winston, Superhenne Hanna, Montag ist Mützenfalschrumtag

Lieblingsautor/in: Holly Smale, Frauke Scheunemann, Felix Mitterer, Arne Rautenberg

Lieblingsfarbe: alle Blautöne, Gelb

Lieblingsessen: Pizza Magherita, Spaghetti mit Tomatensoße, Tomaten-Couscous

Lieblingshund: meine Golden Retriever Hündin Pamina

Lieblingsurlaubsort: Italien

Lieblingslied: „One Call Away“, „Me Too“

Lieblingssänger/in: Charlie Puth, Meghan Trainor, Peter Alexander

Lieblingsfilm: Home, Mama Mia, Das haut hin

Lieblingsplatz: zu Hause in unserem Garten, beim Sportplatz an der Drau, auf den Bergen; in Italien in Lignano am Strand/Meer, Terrazza Mare



Kategorie I  
3. Platz  
Sebastian Reichmann  
Ingeborg Bachmann Gymnasium

Ich heiße Sebastian Reichmann, bin zwölf Jahre alt und lebe in der Nähe des Wörthersees. Ich liebe es zu lesen, schreiben, angeln und zu fotografieren. Am liebsten esse ich den Apfelkuchen meiner finnischen Oma. Wenn die Sonne scheint, setze ich mich gerne in den Garten und beobachte Insekten und Frösche. Nach der Schule gehe ich oft im Wald spazieren. Wenn mir langweilig ist, fange ich an zu zeichnen oder zu pfeifen. Mein Traum ist es, einmal einen dreißig Kilogramm schweren Karpfen zu fangen.

**Kategorie II**  
**1. Platz**  
**Lisa Sternig**  
**BG/BRG Mössingerstraße**

Name: Lisa Monika Sternig

Geburtsdatum: 23.10. 2002

Wohnort: Köstenberg

Schule: Bg/Brg Mössingerstraße

Klasse: 3A

Lieblingsfach: Turnen, Englisch

Meine Haustiere: Hund Biene, Schildkröten Jonny und Kopatroppe, Hasen Fritz und Schlappo

Lieblingsessen: Muscheln, Pizza, Schokolade

Lieblingsmusik: Rap, Pop

Lieblingssänger: Cro, Shindy

Lieblingsfilm: The Mace Runner, Slumdog Millionair, Honig im Kopf

Lieblingsland: Spanien

Lieblingstiere: Hunde, Fische, Pandas

Lieblings Schauspieler: Elyas M' Barek

Lieblingsort: Mallorca, Zu Hause

Geschwister: Keine

**Kategorie II**  
**2. Platz**  
**Pia Drumel**  
**Ingeborg Bachmann Gymnasium**



Ich heiße Pia Allegra Drumel und wurde am 23. Juni 2001, im Sternzeichen des Krebses, in Klagenfurt am Wörthersee geboren.

Neben meinen langen dunkelblonden Haaren, den grün-blau-grauen Augen und meiner schlanken Statur, erkennt man mich an meiner herausstechenden Größe von 178 cm und meinen buschigen Augenbrauen.

Meine Freunde würden mich vermutlich als eine sehr ehrgeizige aber auch humorvolle Person beschreiben, die zudem immer nach dem Motto: "Ehrlich wehrt am längsten" lebt, die ihre eigene Meinung vertritt und der man alles anvertrauen kann. Im Moment besuche ich die 9. Schulstufe des Bachmann-Gymnasiums. Zuvor verbrachte ich vier Jahre im Europagymnasium in der englischsprachigen Klasse, um meine Sprachkenntnisse zu verbessern.

Nach der Schule möchte ich ein Jahr als Au-pair ins Ausland bevor ich Englisch, mein Lieblingsfach, und Geschichte zu studieren beginne.

Abgesehen von meiner weiteren beruflichen Ausbildung, ist das Reisen meine große Leidenschaft und bis jetzt habe ich bereits einige schöne Eindrücke von Orten auf der ganzen Welt gesammelt.

Wenn ich nicht gerade dabei bin Zukunftspläne zu schmieden oder mich mit meinen Freunden zu treffen, verbringe ich meine Freizeit mit Sport und Lesen. Früher habe ich auch versucht in meiner Freizeit Geschichten zu verfassen, doch mittlerweile habe ich dieses Hobby sehr vernachlässigt, das ich aber bald wieder ändern will, da ich nun auch durch den Literaturwettbewerb ermutigt wurde.

Kategorie II  
3. Platz  
Lisa Jäger  
Ingeborg Bachmann Gymnasium

Vorname: Lisa

Nachname: Jäger

Alter: 14 Jahre

Wohnort: Klagenfurt

Schule: Ingeborg Bachmann Gymnasium

Haustiere: Zwei Katzen, namens Mia und Luna

Hobbies: Tanzen, Schwimmen, Zeichnen, Klavier spielen und vor allem Bücher und Geschichten schreiben

Etwas über mich:

Ich heiße Lisa, bin 14 Jahre alt und komme aus Klagenfurt. Ich besuche das Ingeborg Bachmann Gymnasium und gehe in die 4ci. Zu meinen Hobbies zählen Bücher und Geschichten schreiben, tanzen, zeichnen, schwimmen und Klavier spielen. Mit meinen zwei Katzen, namens Mia und Luna, liebe ich es zu spielen und zu kuscheln. Ich liebe es raus zu gehen und bin auch sehr sportlich.

Das bin ich!

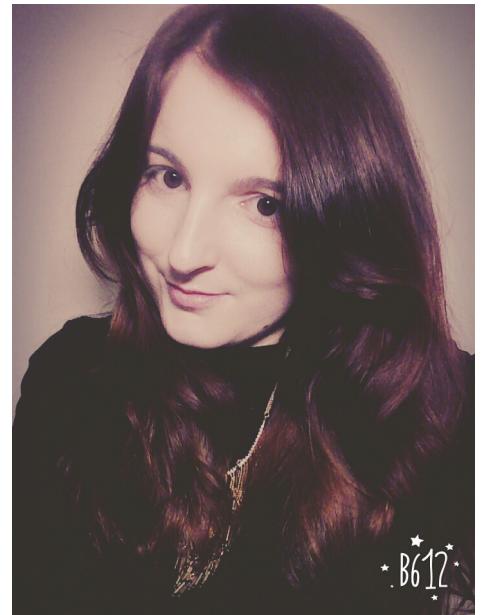


Kategorie III  
1. Platz  
Ronach Jasmin  
HAK Villach

Name: Jasmin Ronach  
Alter: 18 Jahre; \*21.10.1997  
Wohnort: Bad Bleiberg

Mich selbst sehe ich als eher kreative, leicht chaotische und oft sehr kritische Person, vor allem mit mir selbst. Das Schreiben dient mir als Ventil. Auch in meiner Freizeit beschäftige ich mich oft mit dem Verfassen von Texten, allerdings verwerfe ich vieles oder schreibe es mit dem einen Hintergrund, um mir selbst über einige Dinge klar zu werden und eine neue Perspektive zu erlangen. Jene Texte, die ich mit anderen teile sind meist kritischer Natur. Ich versuche die Ironie im Menschsein zu erfassen und die Paradoxa in bildlicher Form ersichtlich zu machen. Ansonsten beschäftige ich mich in meiner Freizeit noch mit Sport u.a. gehe ich hauptsächlich in den warmen Monaten Reiten oder gelegentlich ins Fitnessstudio. Außerdem versuche ich meine Umwelt nicht nur in Worten sondern auch in Bildern mit Hilfe meiner Kamera festzuhalten.

Im Großen und Ganzen bin ich allerdings ein eher zurückhaltender Mensch, der bei näherem Hinsehen aufblüht und oftmals mit einem hohen Maß an Ideenreichtum und einem kritischen Blick überraschen kann.



Kategorie III  
2. Platz  
Michl Maren  
Peraugymnasium Villach

Mein Name ist Maren Michl und ich bin 16 Jahre alt. Ich wurde am 28.10.1999 in München geboren und lebe seit 10 Jahren mit meinen Eltern und meiner jüngeren Schwester in der Nähe von Villach. Da meine Verwandten alle in Deutschland wohnen und die Fahrt dorthin fast 4 Stunden dauert, suchte ich schon früh nach einer Beschäftigungsmöglichkeit, welche ich in Büchern fand. Erst als ich in die 2. Klasse am Peraugymnasium kam, fing ich mit dem Schreiben an und nahm bereits 2014 am Junior Bachmannwettbewerb teil, wo ich den 8. Platz erreichte. Meine Freizeit verbringe ich hauptsächlich mit unseren Haustieren, dem Lesen von Fantasy-Büchern und der neuesten Staffel von Game of Thrones, außerdem besuche ich die Musicalschule Villach.

Name: Maren Michl  
Geboren: 28.10.1999  
Wohnort: Wernberg, Bezirk Villach-Land  
Hobbys: Backen und Tanzen  
Haustiere: Zwei Minni-Ponys  
Schule: Peraugymnasium Villach



Kategorie III  
3. Platz  
Piskernik Lena  
Ingeborg Bachmann Gymnasium

Meinen Namen haben Sie vermutlich bereits der Überschrift dieses Kurzportraits entnommen.

Ich erwähne ihn jetzt noch einmal: Lena Piskernik.

Hier folgt noch das dazugehörige Alter: genau 16,975 Jahre.

Doch natürlich gibt auch interessantere Dinge über mich anzumerken, als die exakte Angabe meiner derzeitigen Lebensjahrranzahl:

„Lebhaft“ und „redselig“ sind beispielsweise Adjektive, mit denen ich mich sehr gut identifizieren kann. Des Weiteren lässt sich auch generell sagen, dass ich als sehr offener Mensch durchs Leben gehe. Mit Freude verbringe ich viel Zeit mit meiner Familie (3 Schwestern) oder FreundInnen (sogar gegendert!).

Meine Interessen finden sich in äußerst vielfältigen Bereichen:

Während ich unter der Woche mit Klavier spielen, Hiphop tanzen, Schauspielern und der Ausübung von „Taekwondo“ beschäftigt bin, finde ich am Wochenende Entspannung beim Lesen oder in der Natur.

Erwähnenswert ist eventuell noch die Tatsache, dass ich mich für Synonyme und Redewendungen nicht nur im Deutschen begeistern kann. Denn neben Italienisch und Englisch (Überraschung!) erlerne ich derzeit die russische Sprache.



Achtung, ein rasanter Themensprung:

Möglicherweise interessiert es Sie, wie es zu meinem „literarischen Werk“ kam - Sie entdecken es, wenn Sie ein paar Seiten weiterblättern.

Liebend gerne analysiere und interpretiere ich. Nicht selten versinke ich in Gedanken um alltägliche, scheinbar völlig irrelevante Dinge zu hinterfragen. (Was mir bei meinem täglichen Schulweg mit dem Rad nicht besonders gelegen kommt.)

Und wie es halt so kommen musste, befanden wir uns zu der Zeit, kurz bevor die Texte eingereicht werden mussten, auf Klassenreise in Wien. Dort bewegt man sich bekanntlicherweise unterhalb des Erdbodens fort. Der Anblick seiner Mitmenschen, die nichtsahnend in einem U-Bahnwaggon herumsitzen und unwissend durch die Gegend starren, ist anscheinend äußerst inspirierend!

Nah und fern, so fern, so nah...

Die sicherlich interessanteste Interpretation zu diesem Thema hörte ich übrigens von einem Jungen, der auf dem einen Auge kurz- und auf dem anderen weitsichtig war.

Nun kommen wir auch schon zum Ende dieses „Steckbriefs“!

Abschließend lässt sich sagen, dass ich mir keine Sorgen darum mache, was mir die Zukunft bringt.

„Viele Interessen, viel Auswahl!“ ist ein Schluss, zu dem ich gekommen bin.

Auf jeden Fall möchte ich reisen, andere Kulturen erleben, neue Menschen treffen und viele unterschiedliche Sitten und Bräuche kennen lernen...

Entscheidungen werde ich spontan treffen und dabei auf mein Gefühl hören, das mir sagt, was das Richtige ist. Von dem her sehe ich das relativ gelassen.

Schließlich steht mir die ganze Welt offen!



## **Kategorie I**

In dieser Kategorie werden Schülerinnen und Schüler der 5. und 6. Schulstufe  
(10-12 Jährige) bewertet.

Juroren:

Dr.<sup>in</sup> Tara Geltner • Mag. Andreas Görgei • Mag.<sup>a</sup> Griseldis Jäger •  
Christiane Reinhart-Janesch • Mag.<sup>a</sup> Sabrina Mikitz • Mag.<sup>a</sup> Angelika Kirchlehner

# Bewertungsübersicht Kategorie I

Punkte	Name	Schule	Klasse
1. Platz	Schilmar Clara	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium	6b
2. Platz	Roschitz Magdalena	Stiftsgymnasium St. Paul	1e
3. Platz	Reichmann Sebastian	Ingeborg Bachmann Gymnasium	2c
9	Reimüller Keno	Ingeborg Bachmann Gymnasium	2b
9	Spitzer Cara	Priv. Gymnasium/ORG der Ursulinen	2c
8	Bernards Pia L.	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium	5.Klasse
8	Redaelli Giovanna-Sophia	Peraugymnasium Villach	1.Klasse
8	Schoell Finja	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium	5.Klasse
6	Orasch Catharina	Lycee Francais de Vienne	2. Klasse
5	Steinberger Lea	Ingeborg Bachmann Gymnasium	2c
4	Ertle Julius	Peraugymnasium Villach	
4	Gürth Katharina	Ingeborg Bachmann Gymnasium	1a
4	Mischkulnig Moritz	BG/BGR Mössingerstraße	1a
2	Lammert Fine	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium	5c
2	Langer Ramona	Ingeborg Bachmann Gymnasium	1a

1. Platz  
Clara Schilmar  
Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium

### Zwei Augenblicke

Manchmal stelle ich mir vor, ich sei ein Satellit im Weltall und schaue aus der Ferne auf die Erde und mein Leben - eins von Milliarden von Menschen.

Wenn ich dann so darüber nachdenke, scheint es, als wäre mein Leben völlig bedeutungslos, obwohl es das für mich nicht ist. Als Satellit blicke ich auf andere Leben. Ich sehe dann ein durstiges Kamel, das geduldig in der Wüste nach Wasser sucht, sowie einen kleinen Marienkäfer, der von einer Windböe erfasst wird und sich neu orientieren muss, da er nicht mehr weiß, wo er ist. Mir begegnet auch ein hilfloses Mädchen aus Syrien, das Angst hat, ihre Mutter auf der Flucht zu verlieren. Da ist dann noch ein trauriger Junge in Äthiopien, der gerne lesen und schreiben lernen möchte, aber die Schule ist zu weit weg und die Eltern brauchen seine Unterstützung bei ihrer Arbeit. Vor meinen Augen sehe ich einen glücklichen Jungen in Italien, der ein großes Eis schleckst und ein stolzes Mädchen in Mexiko, welches ihren geliebten Sombbrero trägt. In der Nähe vom Brückerbach erkenne ich meine Familie - eine von vielen Düsseldorfer Familien. Mit meinem Satellitenblick erscheint mir mein Leben ganz winzig und entfernt.

Plötzlich klopft es an meiner Tür. „Fährst du mit mir vor der Tür Einrad?“, fragt meine kleine Schwester. Widerwillig verlasse ich meinen Satelliten im Weltall und starre sie geistesabwesend an. „Komm schon!“, quengelt sie. „Nur mit dir macht es mir Spaß, Einrad zu fahren!“. Ich freue mich darüber, dass es ihr wichtig ist, mit mir Einrad zu fahren. Auf dem Weg nach draußen sehe ich, wie meine Mutter mit dem Auto vom Großeinkauf zurückkommt. Kurz darauf ruft sie: „Kinder, könnt ihr mir bitte helfen, die Einkäufe hereinzutragen?“.

Nachdem wir das erledigt haben, setze ich mich auf mein giftgrünes Einrad. Ich fahre mit meiner Schwester ein paar Runden am Brückerbach und meine Gedanken schweifen kurz wieder zu meinem Satelliten, der mir auf einmal ganz entfernt vorkommt. Hier und Jetzt ist mir meine Familie ganz nah - keine beliebige von vielen Düsseldorfer Familien. Sie braucht mich und ich brauche ihre Nähe - ein tolles Gefühl! Ohne dieses Gefühl von Nähe könnte ich die Ferne auf meinem Satelliten nicht genießen.

2. Platz  
Magdalena Roschitz  
Stiftsgymnasium St. Paul

Blumen blühen auf der ganzen Welt

*Sie war anders als die anderen.*

*Sie war sie selbst.*

*Dachte nach, wie man die Welt verändern konnte - Frieden*

*Die meisten verstanden sie nicht.*

*Das machte ihr nichts.*

*Jetzt werdet ihr eintauchen.*

*In ihre Welt.*

*Die Welt von Sina .*

Eines schönen Tages, als ich noch in Afghanistan lebte, spielte ich mit meinen fünf Geschwistern wieder einmal auf der Wiese vor unserem Haus. Meine Schwester Lejla und ich pflückten Blumen, wie wir es immer mit unseren Eltern taten. Auf einmal hörte ich viele leise Schüsse. Sie wurden immer lauter und lauter. Ich konnte gar nicht so schnell schauen, schon kamen meine Eltern angerannt, mein Vater packte mich am Arm und zog mich mit sich, und wir flüchteten in eine Art Schutzkeller. Ich hörte meinen Vater sagen: „Ich wusste, dass sie bald kommen würden.“ Es ging alles viel zu schnell, und ehe ich mich versah, trat ich ganz alleine eine lange Reise in ein fremdes, fernes Land an. Das Geld reichte nur für mich. Ich wusste weder, wohin ich fuhr, geschweige denn, wie ich mit dem, was ich hatte, auskommen sollte. „Warum ich?“, hämmerte es unentwegt in meinem Kopf. Ich betete, dass alles gut werden würde. Immer und immer wieder. Nach einer gefühlten Ewigkeit hielt der Zug an. Unendlich viele Leute stiegen ebenfalls aus. Mein Kopf war voller Angst, Verzweiflung und Fragen. Wo sollte ich hin. Tränen flossen mir über die Wangen. So stand ich nun da: Mit einem Rucksack und wässrigen Augen. Inmitten dieses großen Tumults am Bahnhof sah ich eine Frau, sie trug ein großes, breites Lächeln auf ihren Lippen. „Hallo! Ich bin Brigitta. Wer bist du? Wo sind deine Eltern?“, fragte die Frau. Eltern, ja meine Eltern und meine Familie, wo waren sie, waren sie überhaupt noch am Leben? Tränen flossen mir wieder über die Wangen. Brigitta nahm mich in ihrer Familie auf, bis ein Platz für mich gefunden werden würde. Hier schien mir alles so anders als zu Hause. Ich fühlte mich unwohl, weil alles so fremd und neu war. Brigitta zeigte mir mein neues Zuhause. „So, Sina. Das ist meine Mama Josefa, und das sind meine zwei Töchter Magdalena und Hannah. Wir freuen uns alle sehr, dass du zu uns gekommen bist. Du wirst sehen: Alles wird gut. Ah, zwei wichtige Familienmitglieder habe ich fast vergessen! Das ist unsere liebe Hündin Pamina, und das ist unser sehr geehrter Opernkater Flauschi“, erzählte mir Brigitta. Die Hündin Pamina kam sofort zu mir und schmiegte sich mit ihrem samtweichen Fell an mich. Alle sahen sehr nett aus, und dieses tiefe Gefühl der Verzweiflung verschwand ein bisschen. „Hallo! Du hast so einen schönen Namen. Komm, ich zeig dir dein Zimmer!“, rief Magdalena .Sie und Hannah gingen mit mir in den oberen Stock des Hauses und zeigten mir ein riesiges Zimmer .Es war ungefähr doppelt so groß als mein Zimmer zu Hause. Oh nein, schnell weg mit dem Gedanken! Mein Herz fühlte sich an, als ob jemand mit einem scharfen Messer hinein gestochen und anschließend Salz in die Wunde getan hätte. Ach, meine Familie. Ob ich sie jemals wieder sehen werde? „Ähm... Sehr nett seien von euch. War richtig so? Ich tuen noch üben an meine Deutsch. Hoffe, ihr verstehen mich trotzdem“, stotterte ich mit meinem bestmöglichen Deutsch. „Wir werden dir alles zeigen! Du wirst sehen, ehe du dich versiehst, fühlst du dich hier auch schon wie zu Hause“, meinte Hannah. Die erste Nacht fühlte ich mich sehr allein, so weit weg von meiner Familie. Diese tiefe Wunde in mir war wie eine unsichtbare Nabelschnur, die mich mit meiner Familie verband. Wenn ich die Augen schloss, hörte ich die Schüsse und spürte wieder diese Angst, die mich gefangen nahm. Immer wieder öffnete ich meine Augen, bis ich schließlich vor Erschöpfung einschlief.

Die Tage und Wochen verflogen, und zum Glück durfte ich bald in die Schule gehen. Magdalena und ich gingen in die gleiche Klasse. Vieles machte mir Angst, und vielen machte ich Angst. Einige lächelten nett und waren sehr lieb zu mir, aber bei anderen merkte ich, dass sie irgendwie auf mich herabschaute und dass sie sich selbst für viel besser hielten. Hannah hatte wirklich Recht, mit dem was sie anfangs zu mir gesagt hatte. Ich hatte ein zweites, wundervolles Zuhause. Trotzdem schmerzte die Erinnerung an meine Familie sehr. Immer

wieder musste ich an sie denken, und ich hoffte inständig, dass ihnen nichts zugestoßen war. Meine Hoffnung auf Frieden wuchs in mir, jeden Tag, immer mehr.

Inzwischen war der Frühling ins Land gezogen, und wieder pflückte ich Blumen – diesmal aber mit meinen neuen Freunden. Ich habe ihnen auch schon viel über meine Familie und über meine Heimat erzählt, über die schönen Blumen, die dort blühen, und über die Wiese hinter unserem Haus. Wenn ich wieder einmal traurig bin, sind sie immer für mich da, hören mir zu und trösten mich. Es tut sehr gut Menschen zu haben, die einem immer helfen und zu einem stehen. Mit einem frisch gepflückten Frühlingsstrauß voller Schneeglöckchen gingen wir nach Hause. Als ich den Blumenstrauß in die Küche tragen wollte, sah ich plötzlich eine Blume aus meiner Heimat Afghanistan am Küchentisch liegen. Ich ließ alles fallen und nahm die Blume andächtig in meine Hände. Vor meinem geistigen Auge spielten sich all die schönen Erinnerungen aus meiner Heimat ab. Tränen flossen mir über die Wangen. Auf einmal spürte ich eine warme, vertraute Hand, die mir über den Kopf strich. Ich drehte mich um und sah meine Familie vor mir stehen! Dieses Gefühl kann ich nicht in Worte fassen! Frieden!

*I have a dream that one day this nation will rise up and live out the true meaning of its creed: „We hold these truths to be self-evident, that all men are created equal“ (Martin Luther King)*

3. Platz  
Sebastian Reichmann  
Ingeborg Bachmann Gymnasium

## DIE MAUER

Es lebte einmal ein Junge namens Franz. Hinter seinem Zuhause stand eine alte, dick mit Moos überzogene Mauer. Dort traf er sich oft mit seinem Freund Tom.

Das einzige Problem war, dass sich Franz und Tom nicht mehr treffen durften, da sich ihre Väter geprügelt hatten. So konnten sie nur durch ein Loch in der Mauer miteinander sprechen. Sie waren sich nah, aber doch so fern. Auf Franz Seite der Mauer stand eine alte Eiche. Sie war wunderschön und hatte gekräuselte, kahle Äste. Auf Toms Seite der Mauer war ein Kirschbaum mit einer alten Schaukel. Oft schoss Tom mit Papierfliegern umher. Franz kam so auf die Idee, sich Geschichten, Texte, Gedichte oder Süßigkeiten auf Papierfliegern über die moosige Mauer zu schießen. Tom fand die Idee super. Er holte einen Stapel Papier aus dem Haus und faltete unzählige Papierflieger. Er gab einige in einen Umschlag und warf sie zu Franz auf die andere Seite. Franz und Tom hatten auch einen Flaschenzug von Toms Schlafzimmer zu Franz Schlafzimmer. So konnten sie auch in der Nacht kommunizieren oder gemeinsam die Hausübung machen. Urplötzlich erkrankte Tom an Krebs und wurde immer kränker und kränker. Die Ärzte gaben ihm noch ein bis zwei Wochen. Franz war sehr traurig, denn er wusste dass er sterben würde, obwohl seine Eltern es ihm verheimlichen wollten. Eines Tages kam Tom um Franz zu besuchen, denn seine Eltern hatten es ihm angesichts des nähernden Todes des Freundes erlaubt. Tom war traurig und fing an zu weinen, als er seinen glatzköpfigen, wimpernlosen und todkranken Freund Franz sah. Tom fiel Franz um den Hals und nun fing auch Franz zu weinen an. Ein paar Tage später gingen Tom und Franz gemeinsam im Park spazieren. Die meisten Leute, die sie trafen guckten Franz schief an und einige beschimpften ihn sogar. Am nächsten Morgen stand Tom wieder vor der Tür. Er hatte ein großes Paket in der Hand. Franz öffnete es und sah darin alle Papierflieger, die sie sich gegenseitig zugeschossen hatten. Franz war gerührt und umarmte Franz. Drei Tage später musste Franz ins Krankenhaus. Sein Zustand hatte sich drastisch verschlimmert. Er kam in einen ruhigen und schlichten Raum. Wenige Minuten vor Franz Tod umarmte er noch ein letztes Mal seine Eltern und seinen besten Freund Tom. Alle fingen zu weinen an, außer Tom. Er hatte schon so viele Tränen vergossen, dass er nicht mehr weinen konnte. Kurz darauf starb Franz einen schmerzlosen, kurzen Tod. Einige Tage später fand Franz Beerdigung im Garten unter der alten Eiche statt.

Das einzige Mal seit Jahren wuchsen der alten Eiche Blätter. Als Zeichen der Wertschätzung schossen alle Besucher der Beerdigung bunte Papierflieger in den Sommerhimmel. Auf allen stand ein Spruch für Franz, der schon sehr jung starb, da er den Krebs nicht besiegen konnte: Du wirst uns im Herzen immer nahe sein.

Keno Reimüller  
Ingeborg Bachmann Gymnasium

Mein Großvater war mir die ganze Zeit, die wir gleichzeitig am Leben waren, sehr fern.  
Doch gerade, als er starb, war er mir nahe.

Mein Großvater redete nichts mit mir, er spielte nicht mit mir, er brachte mir nichts bei. Immer nur saß der „Fritze“ in seinem Sessel und schaute mich teilnahmslos an – bei allem, was ich machte. Von Oma ließ er sich bedienen. Und das ging schon so lange, dass er nicht einmal mehr wusste, wieviel Zuckerstücke er in seinen Kaffee wollte.

Seine Frau nannte er zuletzt immer öfter „Mori“ statt Susi – und niemand wusste, woher „Mori“ kam. Mich sprach er mit „Danilo“ an – das ist mein Vater, sein einziger Sohn. Er machte das aber nur, wenn er etwas wollte, ein Eis zum Beispiel oder seinen Wein. Das befremdete mich.

Ich war lange Zeit nicht damit konfrontiert gewesen, dass jemand stirbt, ein Verwandter oder Bekannter. Vor drei Jahren aber starben hintereinander ein guter Freund unserer Familie und kurz darauf – Opa.

Als es hieß, er sei zusammengebrochen und könne nicht mehr aufstehen, fuhren wir zu ihm. Da lag er in seinem Bett, friedlich. Ich spürte, dass er wusste, dass wir da waren und er wichtig für uns ist. Ich war schockiert über mich selbst, dass ich ihn noch nie so gesehen hatte, meinen einzigen Opa. Noch nie so lieb.

Ich hielt seine Hand und er war mir nahe. Als am Tag darauf der Anruf kam, dass er gestorben war, weinte ich.

Cara Spitzer  
Gymnasium der Ursulinen Graz

Dem Auge so fern, dem Herzen so nah

NEIN! NEIN! NEIN! Das gibt es nicht! Das ist unmöglich! Ich habe ein „Nicht genügend“ im Zeugnis erhalten, und dann noch in Deutsch. In allen anderen Fächern schaffe ich gute Noten. Was ist bloß mit mir los?

Als ich vollkommen fertig und traurig nach Hause gekommen war, wollte ich meinen Vater nicht sehen. Ich ließ meine Schultasche fallen, schnappte mir mein Handy und meine Geldtasche und stürmte hinaus. Nur weg! So weit wie möglich! Ich schwang mich auf mein Fahrrad und trat in die Pedale als gebe es kein Morgen. Nun gab es kein Halten. Meine Tränen begannen zu fließen. Fast blind vor Tränen schlug ich den Weg zum Chiemsee ein. Ich kannte ihn im Schlaf, früher war ich oft dort. Jedes Wochenende machten wir einen Spaziergang zum Chiemsee. Diese Tradition war meiner Mutter sehr wichtig gewesen, doch seit sie an Krebs gestorben war, waren wir nur mehr selten dort. Als ich ankam, schmiss ich mein Rad ins Gras und ließ mich ebenfalls fallen. Meine Gedanken fuhren Karussell. Meine Mutter hatte noch an mich geglaubt, denn ich war noch nie gut in Deutsch. Doch sie stand immer hinter mir. Auch anfangs im Ballett machte sie mir Mut und so schaffte ich es ins staatliche Ballettensemble. Als mir diese Gedanken durch den Kopf schossen, überrollten mich noch mehr Tränen. Ich vermisste meine Mutter. Nun konnte ich nicht mehr sitzen. Aufgelöst sprang ich auf und raste los. Ich lief über den Steg auf den See zu. Mir war alles egal. Ich sah das Ende, doch ich stoppte nicht. Als ich keinen festen Boden mehr unter den Füßen hatte, rechnete ich damit, dass ich gleich von kaltem Wasser umgeben werden würde.

Doch nein, ich blieb unversehrt. War ich in einer fernen Welt gelandet? Verwirrt blickte ich mich um, ich stand in meinem ehemaligen Kinderzimmer. Durch das Fenster schien Licht in den Raum. Ich ließ meinen Blick durch das Zimmer schweifen. In der Ecke stand ein alter Schaukelstuhl, an der gegenüberliegenden Seite an der Wand ein Bett. Links von der Tür war ein Kasten postiert. Doch dann sah ich mich. Wahrhaftig. Ich war ca. acht Jahre alt, mein früheres Ich weinte fürchterlich. Ich hatte das Deutschdiktat sehr schlecht absolviert. Aber meine Mutter tröstete mich und gab mir HOFFNUNG. Nun schossen auch mir wieder die Tränen in die Augen. Ich drehte mich zur Tür um und lief hinaus. Ich kam an einen neuen Ort, in den Gang unserer Schule. Fröhlich raste mein älteres Ich auf meine Mutter zu und berichtete ihr überglücklich, dass ich super beim zwei-

tem Diktat abgeschnitten hatte. Lächelnd antwortete meine Mutter: „Ich wusste, dass du das schaffst, denn du hattest die ÜBERZEUGUNG und die HOFFNUNG.“ Das war das Letzte, was ich hörte, bevor alles vor meinen Augen verschwamm. Dann wurde alles schwarz.

Ich hörte ein Piepsen. Was war passiert? Nur schemenhaft nahm ich wahr, wie Menschen in weißer Kleidung an mir vorbeigingen. Da erblickte ich ein vertrautes Gesicht. Ich öffnete meine Augen, immer weiter, und da war er. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, meinen Vater zu sehen. Einerseits ein schlechtes Gewissen, andererseits vollkommene Erleichterung. Suchend sah ich mich im Raum um. Ich lag in einem Krankenbett angeschlossen an viele Leitungen, Maschinen und mit Flüssigkeit gefüllten Packungen. Mein Blick blieb bei meinem Vater hängen. Er saß auf einem Stuhl in der Ecke und wirkte müde. Er hatte schwarz Augenringe, seine grünen Augen waren rot unterlaufen und matt. Die schwarzen Haare standen strubbelig vom Kopf ab. Doch er schenkte mir ein Lächeln. Bevor er etwas sagen konnte, fragte ich: „Was ist passiert?“ Mein Vater schluckte einmal, dann begann er leise - fast weinerlich - zu erzählen: „Als ich vor vier Tagen von der Arbeit nach Hause gekommen bin, habe ich dich überall gesucht. Schließlich hatte dich ein Spaziergänger mit seinem Hund am Ufer des Chiemsees gefunden. Sie brachten dich ins Krankenhaus. Von dort wurde ich verständigt.“ Mein Vater machte eine kurze Pause und fügte hinzu: „Du bist drei Tage im Koma gelegen.“ Nun erzählte ich auch meinen Teil der Geschichte, nur ließ ich das Detail mit meinem Ausflug in die Vergangenheit weg. Da konnte ich auch meine Tränen nicht mehr zurückhalten. Mein Vater schloss mich in seine Arme. Eine gefühlte Ewigkeit verharrten wir so, bis eine junge Ärztin herein kam. Vorsichtig löste sich mein Vater von mir. Auf seinem Hemd war ein großer Tränenfleck entstanden. Die Ärztin begrüßte uns mit einem Lächeln und sagte: „Guten Morgen! Schön, dass du aufgewacht bist, wie geht es dir jetzt?“ Ich fühlte mich nicht gut, mein Kopf schmerzte fürchterlich. Mir war heiß und ich war unsagbar müde. Doch die Ärztin meinte, dass das ganz normal sei. Sie diagnostizierte: „Du brauchst jetzt viel Ruhe und Schlaf!“ Gemeinsam mit meinem Vater verließ sie den Raum und ich schlief ein.

Am nächsten Morgen, als ich aufwachte, war mein Vater bereits da. Er trug ein weißes Hemd und seine Augen strahlten wieder. Seine Haare waren gekämmt und die Augenringe waren verschwunden. Die Sonne schien in den Raum und auf dem Tisch standen Blumen. Er lächelte mich an und begrüßte mich mit den Worten: „Guten Morgen, Schatz! Wie geht es dir?“, „Schon viel besser!“, antwortete ich. Da betrat die Ärztin das Zimmer und untersuchte mich erneut. Zufrieden meinte sie: „Ich denke, übermorgen kannst du wieder nach Hause. Aber bis dahin brauchst du noch viel Ruhe!“ Damit verließ sie den Raum. Mein Vater räusperte sich und sprach: „Ich habe gestern einen Anruf bekommen!“ Schlagartig gefror mir mein Lächeln. Ich war hundertprozentig sicher, dass der Anruf etwas mit der Schule zu tun hatte. Sofort reimte ich mir die schlimmsten Horrorszenarien zusammen. Was ist, wenn ich sitzen geblieben bin und die Klasse wiederholen musste? Was würde aus mir und meinen Freundinnen werden? Bei diesen Gedanken wurde mir ganz schlecht. Mein Herz klopfte schneller, als er fortfuhr: „Deine Deutschprofessorin hat angeboten, dass du eine Prüfung absolvieren kannst, um dir deine Note auszubessern.“ Mir fiel ein Stein vom Herzen. Binnen Sekunden breitete sich die Erleichterung in mir aus. Ich fühlte mich leicht und frei. Glücklich sprang ich auf, fiel meinem Vater in die Arme.

Ich wusste, dass ich das schaffen würde, denn durch den Ausflug in die Vergangenheit wusste ich, dass mir meine Mutter immer nah im Herzen bliebe und ich nie die HOFFNUNG und die ÜBERZEUGEUNG verlieren würde.

## GANZ NAH UND DOCH SEHR FERN

Als ich neulich mit meiner besten Freundin Lilli im Eiscafe saß, wirkte sie sehr traurig. Sonst war sie immer total lustig und sie hatte nur sehr selten schlechte Laune. Aber heute war sie irgendwie anders, sie hatte keinen Appetit, obwohl sie sonst eigentlich immer hungrig war. Was konnte mit ihr los sein? War sie etwa krank oder bedrückte sie etwas anderes?

Auch auf dem Heimweg war Lilli auffallend still. Ich hielt es nicht mehr aus und fragte: „Was ist mit dir los, Lilli? Ich meine du bist so still, das bist du doch sonst nie. Bitte sage es mir, ich bin doch deine beste Freundin und ich würde es auch nicht weitersagen - versprochen. Mensch Lilli, sag mir doch, was los ist.“ Aber Lilli sagte nichts. Da fragte ich sie, ob wir vielleicht den Weg durch den Park laufen wollten, denn den fanden wir beide sehr schön. Aber Lilli schüttelte lustlos den Kopf.

Also gingen wir den langweiligen Weg weiter durch das Dorf. Unterwegs kamen wir bei verrückten Frau Meier vorbei und sie erzählte uns, das gerade ein Waschbär unterwegs im Dorf wäre. Wir glaubten ihr natürlich kein Stück und gingen schnell weiter. Als wir an der alten Linde ankamen, trennten sich uns unsere Wege. Ich verabschiedete mich noch wie immer und ging dann weiter, aber Lilli ging wortlos weiter, ohne auch nur Tschüss zu sagen.

Am nächsten Morgen war wieder Schule und ich hatte die Sache vom Tag zuvor fast vergessen. Doch mir fiel es sofort ein, als der Platz neben mir, der von Lilli, den ganzen Tag leer blieb.

Betrübt und jetzt doch sehr verunsichert ging ich nach der Schule nach Hause. Dort wartete meine Mutter auf mich. Als sie mich sah, fragte sie mich: „Was ist los, ist etwas in der Schule passiert?“ Ich nahm meine Mutter in die Arme und erzählte ihr alles. Wie sich Lilli verhalten hatte und wie traurig ich war, als Lilli heute nicht in die Schule gekommen war. Da sagte Mama beruhigend: „Hey, deine Freundin Lilli wird es dir bestimmt erzählen, wenn sie es für richtig hält. Glaub mir, du musst ihr nur ein bisschen Zeit lassen. Ich umarmte meine Mutter noch fester und sagte: „Danke Mama, ich werde deinen Rat befolgen.“

Dann endlich, zwei Tage später kam Lilli wieder zur Schule und ich fragte aufgeregt: „Lilli, kannst du mir bitte sagen, was los ist?“ Sie seufzte. „Na gut, du darfst es aber bitte niemanden verraten. Also es ist so, ich werde ... ich werde umziehen“, sagte Lilli sichtlich froh darüber, dass sie es nun jemanden gesagt hatte. „Was? Was wird dann mit uns, wohin ziehst du denn, wann und warum überhaupt?“ schrie ich. „Ich ziehe nach Singapur, meine Mutter hat dort ein Jobangebot bekommen. Heute Abend geht es schon los. Jetzt fühle ich mich schrecklich, weil ich nicht weiß, was aus uns wird.“

„Ich habe eine Idee“, sagte ich. „Wie wäre es denn, wenn wir den alten Tontopf aus dem Garten zerschlagen und uns zwei Teile daraus aussuchen, die zu uns passen? Die können wir dann anmalen und ein Loch durch die Scherben bohren, anschließend können wir dann einen Faden durch das Loch fädeln und uns den Faden dann wie eine Kette um den Hals hängen. Dann haben wir etwas Schönes, das nur uns beide für immer verbindet. Immer, wenn einer von uns traurig ist und den anderen ganz stark vermisst, nehmen wir die Kette in die Hand und die verbindet uns dann!“ So konnten wir einander immer ganz nah sein, obwohl wir doch eigentlich so fern voneinander lebten.

Lilli war begeistert von der Idee und lief sofort los, um sie in die Tat umzusetzen. Schnell zerschlugen wir einen alten Blumentopf aus Ton und suchten nach den passenden Scherben. Gemeinsam suchten wir uns zwei besonders große und runde aus, an denen wir uns nicht schneiden konnten. Wenn wir unsere beiden Scherben nebeneinander legten, passten sie gut zusammen und bildeten mit etwas Fantasie fast ein Herzchen.

Als wir unsere Kettchen fertig hatten, kam Lillis Mutter ganz aufgeregt aus dem Haus gelaufen. „Lilli, der Möbelwagen ist schon unterwegs, wir müssen leider los!“ Schnell musste sich Lilli von mir verabschieden und dann rannte sie auch schon ins Auto. Ich winkte ihnen noch ganz lange hinterher und verdrückte dabei ein paar Tränen der Trauer. So vergingen die Wochen ohne Lilli, die ich sehr vermisste.

Ein paar Wochen später hatte meine Mutter eine Überraschung für mich. Ich lief gerade von der Schule zurück, als Lilli aus dem Haus gesprungen kam und mich herzlich umarmte. Voller Glück sagte ich: „Passen denn unsere Tonstücke noch?“ Sie passten natürlich noch, wir umarmten uns noch einmal. War das ein toller Tag.

Giovanna-Sophia Redaelli  
Peraugymnasium

Amy erwachte an einem heißen Sommertag in Brasilien. Die ersten Sonnenstrahlen hatten sie an der Nase gekitzelt und so war sie aufgewacht. Sie musste schon wieder an ihren Mann David denken. Amy war jetzt schon elf Monate in Brasilien, um für ihren Beruf als Dolmetscherin eine neue Sprache zu erlernen. Jeden Tag vermisste sie ihren Ehemann, der in Wien lebte sehr. Sie mailten sich jeden Tag nur ein „Guten Morgen“ und ein „Gute Nacht“, denn die junge Frau hatte sehr viel mit ihrer Ausbildung zu tun.

„Drrrr“ machte der Wecker und David erwachte. Es war ein regnerischer Tag. Er gähnte und sofort erinnerte er sich an Amy. Seit über elf Monaten war sie nun schon im Ausland und er vermisste sie schrecklich. Sehen konnte er seine Frau nur selten, weil die Internetverbindung für ein Videotelefonat zu schwach war. In der kleinen Stadt, in der sich Amy befand, gab es nur ein schlecht ausgebautes Telefonnetz. Kurz bevor Amy nach Brasilien geflogen war, hatte David einen neuen Job angenommen und so konnte er sie nicht begleiten. Er wurde zum stellvertretenden Geschäftsführer einer weltweit tätigen Firma ernannt und daher konnte er dieses Angebot nicht ablehnen, denn er hatte darauf jahrelang hingearbeitet.

Amy wanderte in die Küche und bereitete sich ein Frühstück vor. Gestern war eine lange Nacht in der Diskothek gewesen und sie hatte viel Spaß mit ihrem neuen Freund Javier gehabt. Deshalb war sie noch nicht ganz ausgeschlafen, doch leider konnte sie sich keine Fehlstunde mehr leisten, denn sonst könnte sie ihren Sprachkurs nicht mehr erfolgreich abschließen und das wollte sie auf keinen Fall. Schnell schlüpfte sie in ihre Kleidung und war bald auf dem Weg zur Universität. Sie freute sich schon auf das gemeinsame Lernen mit Javier, denn sie verstand sich sehr gut mit ihm. Dauernd fühlte sie sich hin und hergerissen zwischen Javier und ihrem Mann, denn sie war sich bewusst, dass sie verheiratet war und sich deshalb auch nicht in Javier verlieben durfte.

David war spät dran und musste sich nun beeilen, um noch pünktlich in der Firma zu sein, denn er hatte schon um 9 Uhr eine wichtige Besprechung. Bei dieser war seine neue Geschäftspartnerin Anna dabei. Er hatte sich gestern mit ihr in einem Restaurant getroffen und ein romantisches Abendessen mit Anna genießen dürfen. Immer wieder ermahnte er sich selbst, dass er eine Ehefrau hatte und sich nicht zu Anna hingezogen fühlen durfte, doch Amors Pfeil hatte ihn leider schon längst getroffen. David fragte sich, wie es dazu gekommen war, und er kam zu dem Schluss, dass es an der langen Trennung von Amy liegen musste. Bei diesem Gedanken krampfte sich sein Magen zusammen und er spürte, wie Ärger in ihm aufflammte. Amy hatte die Entscheidung für ein ganzes Jahr nach Brasilien zu gehen, ohne Rücksichtnahme auf ihn getroffen. Schnell schob er diese Gedanken beiseite und bereitete sich für seine Besprechung vor.

Nach der Lehrveranstaltung gingen Amy und Javier in den Park, um zu lernen. Sie konnte sich gar nicht richtig aufs Lernen konzentrieren, denn dauernd gingen Amy dieselben Gedanken durch den Kopf - sie verstand nicht, ob es tatsächlich möglich war, zwei Männer gleichzeitig zu lieben. Javier beendete diese Gedanken, als er damit begann Amy abzuprüfen, doch er merkte sofort, wie unkonzentriert sie war. Und so fragte er sie, was sie denn so beunruhigte. Amy antwortete ihm, dass es nur noch zwei Wochen bis zum Abflug waren. Als David auf die Uhr schaute, stellte er fest, dass es nur noch zwei Stunden waren, bis seine geliebte Frau zurückkehren würde. Er wollte ihr eine Freude machen und so ging er schnell in ein Blumengeschäft und kaufte ihr einen Strauß Lilien, denn diese waren ihre Lieblingsblumen.

Es waren nur noch zwei Stunden bis zur Landung. Amy war schon langsam ungeduldig, denn sie freute sich schon sehr auf das Wiedersehen mit ihrem Mann. Sie hatte ihm auch ein kleines Geschenk aus Brasilien mitgebracht und hoffte, dass es ihm gefallen würde. Als endlich die Stimme der Pilotin erklang und sie die Flugzeugtür freigab, drängelte sich Amy schnell vor, denn sie konnte es kaum mehr erwarten, David zu sehen. David lief im Kreis, denn laut seiner Uhr würde Amy ihm in wenigen Minuten in die Arme fallen und da sah er sie auch schon sich durch ein Meer aus Menschen in der Ankunftshalle durchzuzwängen.

Die beiden fielen sich vor Freude weinend in die Arme, doch es fühlte sich nicht mehr so an wie früher. Zu Hause angekommen, machte David den ersten Schritt: Er forderte Amy auf, sich mit ihm hinzusetzen, denn beide wussten, dass eine Aussprache überfällig war. Sie beide gestanden sich ein, dass sie sich in andere Richtungen entwickelt hatten. Sie waren sich so nahe und doch fühlten sie sich jetzt so fern voneinander. Die beiden saßen sich gegenüber, es trennte sie nur ein Meter, und doch fühlten sie sich so, als würden Lichtjahre sie trennen. Amy gestand David, dass sie ihre wahre Heimat nun in Brasilien gefunden hätte und ihre Liebe jetzt Javier gehören würde, und so offenbarte auch David, dass er sich in Anna verliebt hatte.

Beide waren enttäuscht, aber zugleich verstanden sie einander.

## Und dann Stille

Als ich meine Koffer gepackt hatte, wollten meine Eltern sofort los. Keine fünf Minuten später saßen wir in unserem Minibus und die Fahrt begann. Nach einer Weile bogen wir von der Autobahn auf eine sichtlich selten befahrene Landstraße ab. Als wir eine Weile gefahren waren, holte mein Vater sein Handy aus seiner Jackentasche. Meine Mutter sagte irgendetwas, aber ich hörte nicht, was sie sagte. Sie fingen an sich anzuschreien, doch ich hörte immer noch nichts.

Mein Vater achtete nicht mehr auf die Straße. Er sah meine Mutter an. Ich versuchte ihn dazu zu bringen, auf die Straße zu blicken, indem ich mich abschnallte und mich an den Sitzen entlang zu meinem Vater hangelte. Jetzt packte mich die Angst. Ich schrie, doch es war zu spät. Mir wurde schwarz vor Augen.

Als ich wieder aufwachte, war es schon dunkel. Ich lag auf dem Asphalt und versuchte aufzustehen, aber mein Kopf schmerzte, als ich mich aufsetzte. Ich sah mich nach meinen Eltern um, doch ich konnte sie nicht entdecken. Mir wurde wiederholt schwarz vor Augen.

Als ich wieder zu mir kam, befühlte ich meine Stirn. Ich zuckte zurück, als ich eine dicke Beule bemerkte. Ich sah mich um. Hinter mir erblickte ich unser Auto, doch meine Eltern waren nirgends zu sehen. Ich stand auf und ging mit torkelnden Schritten zum Auto. Die Windschutzscheibe lag in Scherben auf dem Boden. Ich war wohl nach vorne geflogen, durch die Windschutzscheibe hindurch geschleudert worden und auf der Straße gelandet. Im Kofferraum entdeckte ich einige Dinge, die mich einige Zeit am Leben halten würden.

Ich hatte schon oft über das Leben nachgedacht, warum ich von Geburt an mit einer Behinderung auf die Welt gekommen war und andere gesund waren. Aber über das Thema Tod hatte ich noch nie nachgedacht. Der Tod war ein Thema, über das man einfach nicht sprach. Er war ein Tabu. Nun hatte ich Hunger. Ich überlegte, ob ich mir eine Tüte Chips oder lieber eine Tüte Popcorn öffnen sollte, entschied mich dann aber für Chips. Während ich die Kartoffelchips aß, dachte ich darüber nach, ob meine Eltern noch am Leben waren. Langsam verschlossen sich meine Lider vor der leeren Chipstüte.

Auf einmal klopfte mir jemand auf die Schulter. Ich fuhr herum. Obwohl meine Augen geschlossen waren, erkannte ich meine Mutter. Auch mein Vater war plötzlich wieder da. Er saß am Steuer und daneben auf dem Beifahrersitz meine Mutter. Dann hörte ich eine Stimme. Ich versuchte die Augen zu öffnen, schaffte es jedoch nicht. Ich hatte tatsächlich die Stimme meiner Mutter gehört. Ich hatte sie noch nie sprechen hören, aber ich wusste sofort, dass es meine Mutter war.

Mein Vater holte wieder sein Handy aus seiner Tasche. Diesmal hörte ich, dass Musik aus dem Lautsprecher kam. Es war eine schöne Musik. Ich summte eine Weile mit und konzentrierte mich auf die Musik, bis ich wahrnahm, dass meine Eltern sich stritten.

Diesmal war alles anders als zuvor. Ich verstand nun jedes Wort. Mein Vater hatte schon von Anfang an Einwände dagegen gehabt, dass wir wegziehen sollten an einen Ort weit weg. Meine Eltern stritten, aber ich hörte ihren Worten zu, die ich nun deutlich verstehen konnte. Ich wartete, dass sie endlich aufhörten.

Mein Vater achtete nicht auf die Straße. Zuerst versuchte ich nicht ihn aufzuhalten. Nach einer Weile schnallte ich mich dann doch ab. Im selben Moment fing das Auto an zu schleudern. Ich wurde durch die Windschutzscheibe nach vorne geschleudert und nahm noch einen lauten Knall wahr. Dann wurde mir wieder schwarz vor Augen.

Als ich sie wieder öffnete, blickte ich in einen weißen Raum. Grelles Licht blendete mich. Ich lag in einem weißen Messingbett. Jetzt da ich mir Zeit nahm, den Raum genauer zu betrachten, fiel mir eine Tür auf. Es war eine große grau-weiße Flügeltür. Ich fragte mich, was wohl hinter dieser Tür war. Auf meinem Schoß bemerkte ich ein Tablett mit Obst. Ich nahm mir eine Erdbeere und biss hinein. Roter Saft tropfte von meinem Kinn auf die weiße Bettdecke, aber ich kümmerte mich nicht darum.

Als ich unsicher aufstand, zum Fenster lief und nach draußen sah, erblickte ich die hell beleuchtete Stadt unter mir. Der Mond stand hoch am Himmel und spendete zusätzlich Licht. Ich ging zur Tür. Als ich sie einen Spalt breit öffnete, sah ich einen Gang. Menschen in weißen Kitteln liefen hektisch herum, gingen durch Türen und kamen wieder zurück auf den Gang. Manche trugen weiße Hauben, einige hatten Atemschutzmasken vor dem Mund. Keiner nahm mich wahr.

Mehrere Schwestern schoben im Laufschritt ein Bett in den Operationssaal am anderen Ende des Ganges. Die Türen schlossen sich hinter ihnen. Die runde Lampe über dem Operationssaal flackerte rot. Mir wurde schwindelig. Ich ging zurück in den weißen Raum und legte mich zurück ins Bett. Und dann Stille.

2015. Syrien. Ich las in meinem Lieblingsbuch. Ich war gerade aufgestanden. Die politische Anspannung war gewaltig. Plötzlich ertönte ein lauter Knall. Ich sah aus dem Fenster. Die Leute schrien wie wild und überall standen Soldaten herum, Häuser hatten riesige Löcher. Die Soldaten erschossen zwei Männer, die gefesselt am Boden knieten. Ich verstand das alles nicht. Ich war noch viel zu jung, 10 Jahre alt. Doch ich wusste, dass mein Vater zu den Gegnern gehörte, die, die unser Land beschützen wollten.

An der Tür klopfe es. Es war ein festes, eindringliches Klopfen. Ich traute mich nicht zu öffnen. Ich stand hilflos im Zimmer. Es war ein schrecklicher Moment, ich wusste nicht wohin. Den Gedanken, frei zu sein, gab es nicht. Ich war ein starkes Mädchen, aber in diesem Moment war ich nur noch verzweifelt. Ich hatte Angst, einen Fehler zu machen. Doch dieses Mal wusste ich nicht weiter. Also sah ich aus dem Schlüsselloch meines Zimmers. Der Türrahmen fiel auf den Boden. Sechs grün gekleidete Männer mit schweren Waffen traten in den Vorraum. Meine Mutter und mein Vater redeten hilflos auf die Soldaten ein. Sie standen vor ihnen und rührten sich nicht. Doch in diesem Moment hatte ich so viel Mut, wie noch nie in meinem Leben. Der Gedanke, dass die Soldaten auch auf Kinder schießen könnten, kam mir nicht in den Sinn. Ich hatte furchtbare Angst um meine Eltern. Und da passierte es. Ich riss die Tür auf. Dabei bekam ich ein ganz komisches Gefühl als würde mich jemand beobachten. Ich hatte noch nie so viel Glück. Ich war eigentlich überhaupt nicht abergläubisch, aber ich wurde das Gefühl nicht los, dass mir jemand helfen würde. Ich hatte das Ende meines Lebensfadens noch nicht erreicht. Ein Soldat zielte auf mich und da drückte er ab. Ich sah die Kugel langsam an mir vorbeistreifen und durch mein Zimmer fliegen. Da ertönte noch ein Knall. Ich hatte mit meinem Leben schon abgeschlossen. Doch dieser Wille, am Leben zu bleiben, drängte mich vorwärts. Während rundherum die Menschen wie Fliegen starben, überlebte ich dieses Mal. Das Adrenalin packte mich und ich sprang auf. Doch im nächsten Moment flog alles durch die Luft. Eine Bombe war eingeschlagen, dicht neben uns. Die Vasen, die Porzellanteller, die Töpfe, die Bilder, alles zerbrach während im selben Moment der Verputz von der Decke rieselte. Meine Eltern standen so schnell wie möglich auf. Sie konnten nichts retten. Nur sich selbst und was sie am Leib trugen. Ich rannte so schnell wie möglich mit aus dem Haus, denn die Soldaten waren noch beschäftigt, aufzustehen. Nebenan, beim Haus meiner Freundin, war ein Loch in der Decke. Ich war so erschrocken. Hoffentlich hatte sie es noch rechtzeitig aus dem Haus geschafft.

Wir kletterten durch ein Loch im Zaun und rannten durch die Steppe. Immer weiter und weiter. Unter Tag waren wir mit langsamem Schritten und vielen Pausen unterwegs. Wir vermieden es, uns Städten zu nähern. Wasser holten wir aus Quellen, die wir unterwegs auf unserer gefährlichen Reise fanden. Wir aßen, was es gab: Beeren, Kräuter, Nüsse oder Obst. Die Sonne prallte auf uns. Ein bisschen Geld hatten wir noch, um uns Tücher zu kaufen und uns so vor der brennenden Sonne zu schützen. Nachts begleiteten uns der Mond und die funkelnden Sterne, an denen wir uns orientierten. Wir gingen die ganze Nacht durch, weil es zu dieser Zeit des Tages viel kühler war. Wir überschritten die Grenze unseres Landes und schafften es gerade noch in die Türkei. Dort saßen wir 3 Monate lang in einem Lager fest und hatten wenig zu essen. Dann begaben wir uns auf den Weg zum Meer. Wir fuhren teilweise mit dem Auto und gingen lange Märsche. 4 Wochen später erreichten wir die Küste. Dort bezahlten wir mit unserem ersparten Geld, dass mein Vater mit Hilfsarbeiten unterwegs verdiente, eine Fahrt mit einem kleinen Schlauchboot nach Griechenland. Sie stopften so viele Leute hinein, es war übervoll mit Menschen. Wir bekamen gerade noch einen Platz. Nach der Hälfte unserer Fahrt begann das Boot auf einmal instabil zu werden. Da passierte es. Es hatte ein Loch und ging langsam unter. Das Boot füllte sich immer mehr mit Wasser. Ich hörte Schreie und sah zwischen den Nebelschwaden etwas Schwarzes. In diesem Moment verlor ich meine Eltern. Ich konnte nicht schwimmen und hörte nichts mehr, ich ging langsam unter. Ich war ganz ruhig, so fühlt es sich also an, wenn man stirbt. Es ist zu Ende und alles um sonst? Ich hatte mich durchgekämpft und alles versucht, um zu überleben. Doch das war anscheinend mein Schicksal. Ich fühlte eine tiefe Traurigkeit und sah mein ganzes Leben vor meinen Augen vorbeiziehen. Dann wurde es schwarz ...

Doch das Schwarze, das ich gesehen hatte, bevor ich unterging, war ein zweites Schlauchboot und auf genau dem wachte ich wieder auf. Wir fuhren noch einen Tag. Dann landeten wir in Griechenland und ich kam in ein Flüchtlingslager für Kinder, die ohne Eltern gekommen waren. Ich traute mich nicht, über meine Eltern zu reden und wünschte, ich wäre an ihrer Stelle gestorben. Doch die Hoffnung, sie je wiederzusehen, bestärkte mich jeden Tag. Insgeheim hoffte ich, dass sie noch irgendwo da draußen sind und ich sie wieder finden werde. Doch ich fand nie eine Spur von ihnen. Nach 5 Monaten lief ich weg vom Lager. Ich durfte sogar bei Touristen in ihrem Auto mit nach Deutschland fahren, wo ich in ein weiteres Heim kam. Ich traute meinen Augen nicht. Dort saßen zwei Leute: eine Frau und ein Mann. Es waren meine Eltern! Sie waren hier und hatten es geschafft. Hier in Deutschland begann ich ein neues Leben. Ich absolvierte, mehrere Jahre später, eine Ausbildung zur Lehrerin. Doch ich wusste, dass es mein Überlebenswillen war, dem ich das zu verdanken hatte. Ich war zwar fern meiner alten Heimat und meinem alten Zuhause, aber nah bei meiner Familie und meinem neuen Leben...

## Verwachsene Zeiten

Es war der 25. August gewesen, als mein Vater bei einem Autounfall ums Leben kam. Er war mit seinem geliebten Oldtimer, einem alten Mercedes, in einem schweren Gewitter ins Schleudern geraten und von einer Brücke gestürzt. Seit seinem Tod verspürte ich eine Leere in meinem Herzen. Bevor er starb, gab er mir eine Kette, auf der ein wunderschöner Bernstein hing. Er meinte, ich sollte sie immer bei mir tragen und dass sie mir vielleicht einmal helfen könne.

Nach dem Tod meines Vaters kam für uns eine sehr schwere Zeit. Nach einer Weile fand meine Mutter wieder einen Freund, Roald. Ich konnte ihn gar nicht leiden. Er kommandierte mich immer nur herum. Ich sehnte mich so sehr nach meinem Vater.

Eines Tages hatte ich wieder einmal einen heftigen Streit mit Roald. Wutentbrannt lief ich aus dem Haus direkt in den Wald hinein. Mitten im Wald standen zwei Bäume, die zu einem Tor verwachsen waren. Dort war mein Lieblingsplatz. Plötzlich stolperte ich über eine Wurzel und stürzte zwischen den Bäumen hindurch.

Alles sah plötzlich ganz anders aus. Ich wollte wieder nach Hause gehen. Doch dort, wo einmal unser Haus gestanden hatte, war jetzt nur eine große Wiese. Unser Haus war verschwunden. Ich konnte es nicht fassen. Anscheinend war ich in der Vergangenheit gelandet. Ich war völlig verwirrt, wirbelte herum und rannte zurück in den Wald. Neben den verwachsenen Bäumen auf meinem Lieblingsplatz saß ein Mann. Er sah aus wie mein Vater, nur wirkte er viel jünger. Ich rieb mir verblüfft die Augen. Er war es wirklich! Als er mich sah, zuckte er zusammen. Es kam wohl nur selten jemand hierher. Plötzlich leuchtete der Bernstein auf meiner Kette auf. Da rief ich ihm zu: „Steig am 25. August niemals in dein Auto! Versprich es mir, BITTE !!“ Er sah auf meine Kette und nickte wortlos. Ich brauchte ihm nichts mehr zu erklären. Mir wurde schwindlig. Ich drehte mich um, wankte und lief wieder zwischen den Bäumen hindurch. Alles sah wieder aus wie zuvor, mein Vater war verschwunden und ich war wieder alleine.

Hatte ich das alles nur geträumt? Unser Haus stand wie immer am Waldrand. Aber etwas hatte sich verändert. Papas alter Mercedes stand vor der Tür, heil und unversehrt. Mir brauchen die Freudentränen aus und ich rannte los.

## Konrad Klippitzers famoses Reisetagebuch

15.4. Ich beginne damit ein Tagebuch zu schreiben, weil ich denke, dass das viele Menschen machen, um sich die besonderen und wichtigen Erlebnisse ihres Lebens in Erinnerung zu bewahren. Und weil ich sehr viel reise, wird dies mein REJSETAGEBUCH. Mein Zuhause befindet sich im Osten Österreichs, in der Nähe unserer Hauptstadt Wien. Früher war ich in einer großen Bank tätig, und weil ich alleinstehend bin und immer eher knausrig war, hatte ich über die Jahre ein ordentliches Sämmchen Kapital angespart. Nun folge ich meiner großen Leidenschaft und bereise ferne Länder. Die Nähe ist mir in den letzten Jahren gar zu vertraut geworden, nun will ich in die Ferne ziehen und fremde Orte kennen lernen. Dieses Jahr ist zuerst eine Reise nach Island und dann ein Abstecher nach Australien geplant.

21.4. In zwei Tagen geht es los! Alle Reisevorbereitungen sind soweit abgeschlossen. Jetzt muss ich nur noch einen Nachbarn fragen, ob er die Katze Minka in meiner Abwesenheit versorgen kann. Warme Unterwäsche nicht vergessen und natürlich auch die Badehose!

23.4. Der Flug war angenehm; aber bei meiner Ankunft in Keflavik war es sehr nebelig und ich konnte die karge Landschaft auf der Busfahrt nach Reykjavik kaum erkennen. Wie es wohl ist da im Nebel verloren zu gehen? Mein Hotel ist klein, aber gemütlich. Die Wirtin hat einen Damenbart.

25.4. Trotz eisiger Kälte fuhr ich mit einem Expeditionsschiff aufs Meer. Die Friererei wurde belohnt: Ich konnte wunderbare Wale beobachten. Beeindruckend! Zurück an Land legte ich mich mit einer Wärmflasche und einem Bildband über die isländischen Vulkane ins Bett.

28.4. Island - weißes Eis, grünes Gras und ganz schwarzer Sand. Umrahmt von hohen Bergen und tiefen Fjorden. Ich habe Geysire gesehen und in heißen Quellen gebadet. Und ein Island Pony hat ein Stück meines Regenmantels aufgegessen. Am Abend musste ich leider fluchtartig den Tisch verlassen, als ein Teller mit der typisch isländischen Delikatesse „Svio“ serviert wurde. Der gekochte Schafskopf sah einfach zu ekelhaft aus. Ich verbrachte noch zwei Tage auf dem Land, um Kontakt zu den Einheimischen zu bekommen. Die Isländer sind ein nettes, aber eigenbrödlerisches Volk, das noch an die alten Sagen von Trollen und Elfenvölkern glaubt. Das liegt wohl auch daran, dass es hier so wenige Menschen und so viel Natur gibt. Die Winter sind lang, kalt und dunkel.

30.4. Vor meiner Abreise holte ich mir noch ein kleines Souvenir aus der isländischen Natur: einen kleinen Brocken schwarzes Lavagestein. Mit dem Flugzeug, das an diesem Tag nur wenige Reisende gebucht hatten, ging es nach Singapur. Unter den wenigen Passagieren waren noch weniger Isländer - vielleicht zieht es dieses Volk nicht so sehr in die Ferne. Die Maschine nach dem Umsteigen in Singapur war dann aber voll besetzt, und ohne Zwischenfälle ging es von dort aus direkt nach Melbourne. Neben mir saß einer dieser typischen Geschäftsleute. Ein „Nielflieger“, der kaum von seinem Laptop aufgesehen hat.

2.5. In den ersten zwei Tagen ging es mir gar nicht gut, denn der schnelle Klimawechsel strengte meinen Körper sehr an. Wegen der Hitze lag ich wie eine Eintagsfliege matt in meinem Hotelzimmer. Da ich aber eine sehr teure Safaritour gebucht hatte, riss ich mich zusammen und fuhr mit einer kleinen Gruppe neugieriger Touristen in die Wüste Australiens. Mit Rangern gingen wir in den Busch, wo wir die typische Tierwelt erkunden konnten. Wir bestaunten Kängurus, Emus, die Wildhunde, die hier Dingo heißen, und die niedlichen Wombats. Die berühmten Koalabären konnten wir leider nicht in der freien Wildbahn entdecken. Die Flora des Australischen Buschs besteht wirklich hauptsächlich aus kahlem Gebüsch. Am Abend erreichten unsere Jeeps eine Siedlung der Aborigines. Dort sollten wir übernachten. Die Bewohner hatten ein reichhaltiges Abendessen für uns vorbereitet. Es gab sehr viele schmackhafte Früchte, Gemüse, Samen und Nüsse. Dazu wurden auch gebratene Raupen auf Blättern herumgereicht. Knusprig waren sie ja, aber der Geschmack.... Der

Hauptgang bestand aus großen Brocken Kängurufleisch vom Grill. Als Nachspeise schleckten wir alle vom köstlichen Eukalyptushonig.

3.5. Zurück in Melbourne verbrachte ich einen erholsamen Tag am Strand. Die vielen Schilder, die vor Haien warnen, beunruhigten mich ein wenig. Gott sei Dank hatte ich nicht vergessen, mich gut mit einer Sonnencreme einzuschmieren. Die australische Sonne hätte mich wohl sonst verbrannt.

6.5. Ich habe einige Tage auf einer Straußen-Farm mitgearbeitet. Das war spannend -diese riesen Vögel können ganz schön grantig werden; auch sind sie sehr schnelle läufer. An meinem letzten Tag dort, als ich die Herde beobachtete, wurde Bruce (das Alphatier der Gruppe) plötzlich ganz unruhig. Der Farmer sagte, dass sicher Dingos in der Nähe seien. Oder sagte er Gringos? Die Strauße spüren sowas, das nennt man dann wohl Instinkt. Mit ein paar Schüssen in die luft wurden die Wildhunde, es waren ja doch Dingos und nicht Gringos, erfolgreich vertrieben. Bemerkung am Rande: ein Straußenei reicht, um einem den Bauch zu füllen.

10.5. Mit einem Mietauto fuhr ich heute nach Perth zum Surfen. Trotz der Angst vor den Haien traute ich mich ins Wasser. Ein paar gute Wellen erwischte ich schon, aber da ich keine Erfahrung habe, wurde ich etliche Male brutal vom Brett geschmissen. Am Abend war ich fix und foxi.

12.5 Am letzten Tag fuhr ich nach Sydney. Dort ging ich in das berühmten Opernhaus und schaute mir die Oper IIAida“ an. Das Gebäude steht teilweise über dem Meer. Mir war nicht bekannt gewesen, dass unter dem Opernhaus gerne Haie brüten! Bevor es endgültig zurück nach Hause ging, holte ich mir als Souvenir einen echten Haizahn und einen kleinen Stoffkoala. Der Heimflug war sehr lange und anstrengend. Ich habe mir vier Spielfilme angeschaut, kann mich aber an keinen wirklich erinnern. Als ich endlich wieder heimatlichen Boden unter den Füßen hatte und in Wien angekommen war, verbrachte ich die nächsten 3 Tage daheim. Ich freute mich über meine Katze und darüber, dass alle Topfpflanzen noch am Leben waren. Der Nachbar hatte seine Aufgabe gewissenhaft erfüllt.

Trotz der vielen außergewöhnlichen Erlebnisse komme ich zu dem Schluss, dass man schöne Abenteuer sowohl in der Nähe als auch in der Ferne erleben kann.

Ich freue mich schon auf einen Abstecher an den Neusiedler See oder in den Wiener Prater. Da kehr ich dann bei einem Würstlstandl ein, und ich genehmige mir zu meiner Bratwurst ein kühles Ottakringer Bier.

Fly, fly away, fly away .....

Lucy stand auf der Wiese und schaute sehnsgütig den Samen des Löwenzahns nach, wie sie durch den Wind segelten. Sie wünschte, sie könnte auch so fliegen.

Sie breitete die Arme aus und lief über den Hügel, dabei stellte sie sich vor, sie flöge. Danach ließ sie sich ins Gras fallen. Lucy machte die Augen zu. Es kam ihr vor, als würde sie eine Ewigkeit schon so daliegen, als sie plötzlich etwas hörte.

Sie machte die Augen einen Spalt auf. Lucy hörte wieder ein Geräusch. Sie richtete sich ein bisschen auf und schaute sich um, sah aber niemanden.

Sie lauschte. Eine quietschige Stimme sagte: „He du!“ Lucy schaute auf den Boden. „Ja, genau du!“ Lucy sah ein kleines Männchen auf einem Blatt sitzen. Dieses Männchen sah merkwürdig aus, es hatte eine große Brille, einen Hut mit Sternen drauf und einen schwarzen Umhang. Lucy staunte. Sie stellte sich vor: „Hallo! Ich heiße Lucy Evans, und wer sind Sie? Und warum sind Sie so klein?“ Das Männchen schmunzelte: „Meine Freunde nennen mich Zufall, du kannst mich Luciano nennen. Nun gut, denk mal ich heiße Zufall, aber sicher nicht ohne Grund! Ich bin klein, kann aber auch größer sein!“

Lucy dachte nach. Jetzt kam ihr eine Idee! Sie sagte: „Luciano, deine Freunde nennen dich Zufall, weil du alles zufällig machst.“ – „Genau!“, sagte er. Lucy strömten hunderte Gedanken durch den Kopf. Es platzte einfach aus ihr heraus: „Aber wenn du deine Größe verändern kannst, kannst du sicher noch mehr. Und das nennst du Zufall? Ich nenne es Zauberei!“ – „Nenn es, wie du willst,“ meinte Luciano, „aber ich bin wegen etwas Anderem hier. Und zwar wegen dir!“ Lucy schaute ihn erstaunt an. „Erinnere dich! Du hast ja Samen von einem Löwenzahn weggeblasen und dir dabei etwas gewünscht. Die Samen verschwinden ja nicht einfach. Und einer hat sich eben zu mir verirrt. Er hat mir deinen Wunsch erzählt, fliegen zu können. Da zum Fliegen etwas mehr gehört, als nur mit den Armen zu fuchteln, habe ich mich entschlossen, dir zu helfen.“

Lucy konnte nicht mehr aufhören zu staunen. Luciano lächelte. Mit seiner großen Brille sah er urkomisch aus. Aber Lucy war nicht zum Lachen zumute. Sie wusste nicht, was sie von dieser Sache halten sollte.

Da sprach Luciano: „Flieg, Lucy, fly, fly away, fly away,...“ Leicht wie ein Vogel erhob sich Lucy und schwebte durch die Lüfte. Höher und höher, immer höher. Sie breitete die Arme aus und segelte elegant und anmutig wie ein Adler weit, weit weg. Schon erblickte sie hohe, schneebedeckte Berge. Es wurde bitter kalt und ihr fröstelte. Ein Kälteschauer jagte ihr durch die Glieder. Da schlug sie die Augen auf.

Sie lag auf der Wiese, es dämmerte bereits. „Ach du meine Güte! Es ist schon so spät! Mama wird sich Sorgen machen.“ Schnell sprang Lucy auf und rannte so schnell sie konnte nach Hause. Jetzt wäre es gut gewesen, hätte sie fliegen können. Aber das kann man nur im Traum.

## Nah und fern

Eines Tages machten meine Eltern und ich uns nach einem ausgiebigen Frühstück fertig, um ins Veldener Strandbad zu fahren. Ich lief schon voraus in die Gartenhütte, weil ich unsere Fahrräder herausholen wollte. Es war ein wunderschöner Tag und ich freute mich auf einen langen und lustigen Badetag mit meinen Freunden.

Wir drei brauchten kaum mehr als fünf Minuten mit den Rädern, so nah war das Bad. Als ich auf den Parkplatz des Strandbades gefahren kam, sah ich schon einen Schulkollegen von mir, nämlich Yannick. Ich blieb mit quietschenden Reifen stehen und rief ihm zu: „Servus Yannick, bist du ganz alleine hier?“ Er antwortete mit fröhlicher Stimme: „Nein, meine Brüder und Eltern sind auch hier.“ Wir warteten noch auf meine Eltern, dann gingen wir hinein. Auf einem weit in das Wasser ragenden Holzsteg breiteten wir unsere große Decke aus und sprangen sofort ins angenehm kühle Wasser. Ich dachte mir: „Das tut bei dieser Hitze aber gut. Ich habe schon so viele Reisen unternommen. Ich durfte im Mittelmeer, in der Ostsee und sogar im Persischen Golf baden, aber im Sommer ist es hier im Wörthersee am schönsten.“ Nach etwa zehn Minuten fingen Yannick und ich an, um die Wette zu schwimmen. Nach kurzer Zeit waren wir so erschöpft, dass wir im seichten Wasser eine Pause machen mussten. Auf einmal spürte ich einen stechenden Schmerz in meinem linken Fuß. Ich schwamm sofort zum Ufer zurück und zog mich auf den Steg hoch. Da sah ich Blut aus meiner Fußsohle sickern. Ich humpelte gleich zu meiner Mutter und klagte mit verzerrter Stimme: „Ich glaube, ich habe mich bei einer Glasscherbe verschnitten.“ Sie reinigte die Wunde und versorgte sie mit einem Verband. Mein Vater nahm mich in seine Arme und tröstete mich, dabei musste ich eingeschlafen sein. Als ich die Augen aufschlug, lag ich nicht mehr auf dem Holzsteg, sondern an einem großen, runden Pool vor dem höchsten Haus der Welt, dem Burj Khalifa in Dubai. Verwirrt blickte ich um mich und sah meine Eltern neben mir schlafend in der Sonne liegen. Ich konnte mir überhaupt nicht erklären, wie wir auf einmal in einem so weit von zu Hause entfernten Land sein konnten. Plötzlich verschwamm alles vor meinen Augen und im nächsten Moment stand ich am höchsten Punkt des 828 Meter hohen Gebäudes. Noch seltsamer war, dass ich überhaupt keine Angst hatte. Neben mir standen ein weiß gekleideter junger Araber und meine Eltern. Ansonsten waren keine anderen Leute zu sehen. Der Ausblick war überwältigend, ich konnte die ganze Stadt bis hin zum persischen Golf überblicken. Mein Vater sagte zu mir: „Du wirst hier jetzt als erster Mensch hinunterspringen.“ Ich fragte total erschrocken: „An einem Bungee-Jumping Seil?“ „Ja klar.“, antwortete er. Auf einmal stieß mich der junge Mann von der Aussichtsplattform und ich stürzte kopfüber in die Tiefe. Hinter mir hörte ich das Seil im Wind schlagen. Ich raste mit immer größer werdender Geschwindigkeit dem Erdboden entgegen. „Ich bekomme keine Luft mehr!“, dachte ich mir. Die Autos unter mir wurden immer größer. Anscheinend hatten mich auch die zahlreichen Touristen bemerkt, denn sie zeigten auf mich. Das laute Rauschen des Windes vermischt sich mit dem Schreien der Leute. Erst jetzt bemerkte ich, dass der Karabiner oben nicht eingehakt war. So fiel ich weiter in die Tiefe. Ich bereitete mich schon auf den Aufprall vor, indem ich mich bei Gott für mein schönes Leben bedankte. Kurz bevor ich am Boden aufschlug, fuhr ich aus dem Schlaf hoch. Ich atmete schwer und mein Herz raste. Da stellte ich fest, wieder am Holzsteg im Strandbad Velden zu liegen. Ich war erleichtert, dass alles nur ein Traum war. Ich fragte mich: „Wie fern Dubai und somit auch der Burj Khalifa doch war. Wie konnte ich nur von einem so weit entfernten Ort träumen?“ Meine Überlegungen wurden von einem Rascheln, welches von meinen Eltern kam, unterbrochen. Ich sah, dass alle Badesachen schon in unsere Taschen gepackt waren und ein Blick auf die große Uhr bei den Umkleidekabinen verriet mir, dass ich den ganzen Nachmittag geschlafen hatte. Zwei Minuten später waren wir bereit zum Abmarsch.

Wir stapften zum Ausgang. Zum Glück spürte ich keinen Schnittverletzung am linken Fuß, so fuhren wir mit unseren Rädern den kurzen Weg zurück zu unserem Haus. Als ich mich nach diesem spannenden Tag in mein Bett legen wollte, sah ich in meiner Badetasche etwas blinken. Nachdem ich genauer hinsah, erkannte ich einen Karabiner, der genauso aussah wie in meinem Traum. Ich wunderte mich, was dieser Karabiner in meiner Tasche machte, denn ich hatte noch nie Bungee-Jumping gemacht. Müde und noch etwas verwirrt legte ich mich in mein Bett und dachte mir: „Was in Träumen so nah scheint, ist in Wirklichkeit doch so fern.“

## Die Flucht

Endlich, ich sehe die deutsche Grenze.

Mein Heimatland, meine Eltern und noch viele mehr sind fern in Syrien, doch die Sicherheit ist nah. Das hoffe ich. Ich frage mich, wie es meiner Familie geht. Haben sie überlebt? Wenn ja, konnten sie auch fliehen? Ich habe so viele Fragen, doch keiner kann sie mir beantworten.

Mama und Papa haben mich hierher geschickt, damit ich in Sicherheit bin, doch es war eine schlimme Flucht, meine Eltern wollen später nachkommen.

Noch ein paar Meter ... dann bin ich da. Da kommt eine Frau winkend auf mich zu. Ich habe Angst. Kommt diese Frau mit lieben oder mit bösen Absichten? Ich kann hier niemandem vertrauen.

Sie sieht so nett aus, und doch bleibe ich stehen und lasse mir nichts anmerken. Doch da steht sie auch schon vor mir und sagt: „Ich heiße Tanja, ich arbeite für Kinder, die alleine über die Grenze kommen. Und da kamst du gerade so mutterseelenallein hierhin, also bin ich zu dir gekommen und wollte dir gerne helfen, indem ich dir etwas zu essen gebe und vielleicht eine Decke, damit du nicht frierst. Wie heißt du eigentlich?“ Es hört sich sehr freundlich an, also antworte ich: „Ich heiße Samira.“ Tanja erwidert: „Und wie alt bist du?“ „Ich bin 11 Jahre alt und komme aus Syrien.“ „Hallo Samira. Dann komm mal mit. Ich kann dir eine Decke und etwas zu essen geben.“

Erst da merke ich, wie hungrig ich bin. Von zu Hause hatte ich zwar ein paar belegte Brote mitgenommen, doch die habe ich schon lange aufgegessen. Also gehe ich mit Tanja mit.

Da kommen wir zu einem Zelt. Vor diesem Zelt steht eine lange Schlange. Alle die dort stehen, sprechen eine andere Sprache. Ein paar Wörter verstehe ich auch: Englisch, Deutsch oder auch Arabisch.

„Ich glaube, ich kann dich etwas nach vorne stellen. Kinder haben Vortritt. Dann musst du nicht so lange warten. Komm nur mit.“ Also gehe ich hinter Tanja her. Sie führt mich direkt auf das Zelt zu. Im Zelt bleibt sie stehen und erklärt mir: „Das ist ein Flüchtlingszelt. Hier werden als erstes alle Flüchtlinge nach ihrer Flucht untergebracht, kriegen Essen und eine Decke, damit sie nicht länger hungrig und frieren müssen. Hier sind noch viele mehr, die für das Wohl der Flüchtlinge arbeiten. Manche machen das sogar umsonst und arbeiten noch dazu, weil sie es so schlimm finden, wie ihr leiden müsst.“ Ich habe viele Fragen, also frage ich: „Sind alle hier aus ihrem Heimatland geflohen? Wie viele Menschen kommen wie ich aus Syrien oder anderen Nachbarländern? Wie lange stehen sie schon hier? Und warum können sie nicht auch einfach nach vorne gehen, so wie ich?“ Tanja antwortet: „Es sind sehr viele aus Syrien oder anderen Nachbarländern geflohen, denn dort ist es seit letztem Jahr nicht sehr friedlich ... Die anderen, die hier in der Reihe sind, stehen seit ungefähr sechs Stunden dort, denn so viele Menschen kann man nicht alle auf einmal versorgen. Deine letzte Frage war... ach ja, es können nicht alle so wie du nach vorne gehen, weil wir nicht so viele Arbeiter haben, so dass sich jeder von ihnen um einen Flüchtling kümmern kann. Aber jetzt setz dich erstmal hin und erzähl mir deine Geschichte.“ Als sie dies sagt, deutet sie mit dem Finger auf einen Tisch, an dem zwei Stühle stehen. Als wir beide uns gesetzt haben, fange ich an: „Als ich eines Nachmittags von der Schule zurückkam, sagte mein Papa zu mir: Samira, du musst fliehen. Wir sind hier nicht mehr sicher genug. Doch wir können nicht mitkommen. Flieh nach Deutschland, dort bist du sicher. Wir kommen bald nach. Wir sind immer für dich da...“ Ich mache eine Pause. Es ist so schlimm, das alles noch einmal in den Gedanken durchgehen zu müssen. Ich denke bei mir: 'Samira, du bist in Sicherheit. Erzählen kann dir nichts antun.' Also mache ich weiter: „Als erstes wollte ich nicht weg, doch als ich merkte, wie ernst der Tonfall meines Vaters war, war mir klar, dass ich gehen musste. Und so ging ich durch viele Länder, über viele Hügel,... Überall sah es anders aus. Als ich in einem Wald war, entdeckten die anderen Flüchtlinge, mit denen ich unterwegs war, dass hinter uns ein dunkelgrüner Panzerwagen herfuhr. In diesem saßen bewaffnete Männer. Als ich dies mitkriegte, rannte ich schneller als je zuvor in meinem Leben. Doch der Panzerwagen kam immer näher. Doch das Problem war, dass ich nicht mehr konnte, so sehr ich mich auch anstrengte. Da kam mir eine Idee. Ich versteckte mich hinter einem Baum und wartete dort still, bis niemand mehr zu sehen war. Dann ging ich weiter. Als ich dann ungefähr 10 min. gelaufen war, kam ich ans Meer. Dort wollte gerade eine große Familie in einem Boot losfahren. Ich rief: „Wartet, wartet! Kann ich mit euch fahren?“

Da antwortete eine Frau: „Natürlich! Bist du denn allein unterwegs?“ „Ja, bin ich“, antwortete ich. „Dann komm doch mit auf das Boot.“ Ich sagte: „Danke“ und setzte mich zu den anderen in das Boot. Als wir dann hier ankamen musste die Familie in eine andere Richtung als ich weiter, und so ging ich das letzte Stück ohne Zwischenfälle bis hier hin. Und dann kamst du...“

Nach meiner Erzählung herrscht eine Weile Stille. Dann geht Tanja zu einen Computer und sagt: „Danke, dass du mir deine Geschichte so gründlich erzählt hast. Jetzt muss ich erstmal deine Daten in den Computer eingeben.“ Überrascht blickt Tanja plötzlich auf. „Samira, auf deinen Namen läuft eine Suchmeldung. Deine Eltern sind gestern in aller Frühe im Nachbarort angekommen und suchen dich.“ Erstaunt sehe ich auf. „Ist das ein Witz?“ „Nein. Ich werde dich jetzt gleich zu ihnen bringen.“ Ich springe vor Freude auf! Welche Überraschung! Endlich sehe ich meine Familie wieder und kann in Sicherheit mit ihr leben! Wie glücklich mich das macht! Ich freue mich so! „Danke, Tanja.“

Langer Ramona  
Ingeborg Bachmann Gymnasium

### Das Fernglas

„Immer nur lernen! Draußen ist es so schön warm“, so sprach Peter zu sich selbst. Sein Blick schweifte immer von der Hausübung weg und zum offenen Fenster hinaus. „Wie schön es doch draußen ist“, dachte er. Plötzlich hatte er eine fabelhafte Idee. Er ließ die Füllfeder fallen und ging zur Kommode und zog schon die oberste Schublade heraus. Dort lag der Gegenstand, den Peter gesucht hatte. Es war ein Fernglas, das ihm sein Vater geschenkt hatte. Schnell lief er die Wiese hinunter, dort wo das Gras am höchsten war. Der Bub hob sein Fernglas, blickte in die Ferne, die jetzt sehr nahe schien. Plötzlich hörte der Junge ein rasselndes Geräusch hinter sich um und guckte mit dem Fernglas in jene Richtung, aus der das Geräusch. Er machte erschrocken einen Sprung nach hinten. Es war eine Klapperschlange! Das Kind blieb vor Entsetzen ruhig stehen und senkte sein Fernglas. Da war die Klapperschlange verschwunden. „Wo ist das Tier hin?“, fragte sich. Dann blickte der Junge wieder durch sein Fernglas. Ein brüllender Löwe sprang auf Peter zu und der ließ das Fernglas vor Schreck fallen. Verwundert bemerkte er, dass der Löwe fort war. Vorsichtig und ängstlich hob der Junge das Fernglas wieder zu den Augen. Schon sprang ein Tiger auf das Kind zu, das Fell des Tigers glänzte in der Sonne, doch das war dem Jungen ganz egal. Da erschien eine riesige Elefantenherde und der Tiger verschwand im Dschungel. „Elefanten sind gefährlich“, dachte der Bub, er senkte das Fernglas der Spuk war vorbei! Zu Hause angekommen fragte Peter seinen Vater: „Papa, was ist das für ein Fernglas? Man kann damit in andere Länder schauen!“ „Dieses Glas bekam ich einst von einem Häuptling in Afrika geschenkt“, erzählte der Vater. „Jetzt ist mir alles klar, Papa, und morgen werde ich mit dem Fernglas in andere Länder reisen.“ Und schon überlegte der Bub, wohin das Fernglas ihn führen wird. Vielleicht auf eine Himmelsleiter oder auf eine einsame Insel. Erschöpft von dem Erlebten schlief der Junge ein.

## **Kategorie II**

In dieser Kategorie werden die Schülerinnen und Schüler der 7. bis 9. Schulstufe  
(13-15 Jährige) bewertet.

Juroren:

Mag. Andreas Hudelist • Sabine Tscharre • Dr. Arno Rußegger •  
Margit Weber-Klaritsch • ORF Landesdirektorin Karin Bernhard •  
Dipl. Päd. Klaus Tschaitschmann

## Bewertungsübersicht Kategorie II

Punkte	Name	Schule	Klasse
1. Platz	Sternig Lisa	BG/BRG Mössingerstraße	3a
2. Platz	Drumel Pia	Ingeborg Bachmann Gymnasium	5a
3. Platz	Jäger Lisa	Ingeborg Bachmann Gymnasium	4c
8	Hönigmann Julia	Priv. Gymnasium/ORG der Ursulinen	3a
8	Klusmann Pauline	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium	9b
6	Ebner Flora	BG/BRG Viktring	4m
6	Gregori Magdalena	Waldorfschule Klagenfurt	7. Klasse
6	Joachim Sophia Aiko	Waldorfschule Klagenfurt	7. Klasse
6	Pagitz Miriam	BG Tanzenberg	5b
6	Pongratz Moritz	BG/BRG Viktring	3a
5	Hafner Nina	BG/BRG St. Martin	3a
5	Steiner Laura	BG/BRG St. Martin	3a
4	Bieche Anna	Peraugymnasium Villach	4e
4	Bösch Barbara	Waldorfschule Graz	5. Klasse
4	Krawanja-Ortner Lena	Peraugymnasium Villach	3d
4	Schlammann Sophie	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium	7f
4	Schuster Chiara	Waldorfschule Klagenfurt	9. Klasse
3	Gandlin Lisa	Waldorfschule Klagenfurt	9. Klasse
2	Schulze Jette	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium	7. Klasse
2	Wieser Astrid	Ingeborg Bachmann Gymnasium	5a
2	Youssef Salma	WIMO Klagenfurt	1aHM

1. Platz  
Johanna Tuscheck  
Waldorfschule Klagenfurt

Meine wunderbare langweilige Welt oder die Straße ins Blaue

Jetzt sitzen wir alle in dem nach Kaugummi, vielleicht auch Pfefferminzbonbons riechenden Fahrzeug, aber wir fahren nicht los, noch nicht, unsere Erziehungsberechtigte muss noch ihre Wut fertig auslassen und wir müssen jetzt zuhören.

Es ist immer noch beißend kalt, ich bekomme Gänsehaut, kleine Hügel auf meinem größten Organ, die an den Stoff des noch feuchten Pullovers, den ich vorhin von der Wäscheleine gepflückt habe, drücken, als wären sie Tulpenzwiebel, die unter der Erde austreiben und nach oben an die Oberfläche wollen. Es wäre schön, eine Blumenwiese auf meinem Arm zu haben, ich würde sie jeden Tag gießen und hin und wieder ein paar in meine Haare oder auf meinen Rücken umsetzen, irgendwann könnte ich mich einfach in ein Feld legen und verschwinden, weil mein ganzer Körper nur noch aus Efeu und Blüten bestände, als wäre ich unsichtbar. Ich beuge mich vor, um die Heizung anzudrehen, aber dabei muss ich meine von der kalten Luft geröteten, fleischigen Finger mit den bis zum Beet abgekauten Nägeln sehen, die aus den viel zu weiten Ärmeln ragen, also schließe ich meine Augen und versuche blind am Armaturenbrett die richtigen Knöpfe zu drücken. Unsere Mutter sieht mich wie jeden Tag mit einem Blick an, den man mit viel Fantasie als fasziert bezeichnen könnte. Vielleicht etwas mitleidig oder enttäuscht, ziemlich entnervt, auf eine trockene Art belustigt und vor allem verständnislos für so viel Sinnlosigkeit an einem einzigen Menschen. Dann fängt sie an mit Chris darüber zu diskutieren, wann er heute vor der Schule warten soll, damit sie ihn zum Hauptbahnhof bringen kann, er fährt für dieses Wochenende zu seinem Erzeuger und verpasst deswegen die letzte Stunde, weil sein Zug sich verfrüht; der Glückliche. Sam versucht das Gespräch der drei zurück auf seine Walki Talki zu lenken, und unsere Mutter beginnt wieder zu schreien und zu keifen. Mikroskopisch kleine Spucktropfen spritzen aus ihrem hellrosa gestrichenen Mund, wenn sie ihn öffnet, um sinnlose laute Wörter in die Luft um uns zu pressen, sie segeln über ihre grüne Handtasche und die Kaugummidosen zwischen unseren Sitzen und bleiben auf meinem Arm kleben wie Tautropfen. Tautropfen für meinen Blumenwiesenarm. Früher bin ich manchmal durch taunasses Gras in der Nacht zu meiner Großmutter gerannt, um bei ihr Honigbrot zu essen und fernzusehen, später nicht mehr, ich hatte zu viel Ekel vor den Nacktschnecken in der Wiese. Chris tippt mit zusammengezogenen Augenbrauen auf seinem Handy herum, das schon einen Sprung im Display hat wie meines, während er versucht einem Monolog von der Frau, die am Steuer sitzt, über diverse Zugverbindungen zu folgen, sie ist auf einmal wieder ganz sachlich, aus ihrem Mund kommt kein Tau mehr, nur aus den Augen von Sam, er weint immer, wenn so etwas passiert, aber das ist mir egal. Unsere Mutter dreht den Schlüssel im Zündschloss um und die Heizung geht an, meine Blumenwiese verwelkt. Alles ist grau, sowie der Asphalt, über den wir nun rollen, eine abartige Farbe. In meinem Kopf ist zu viel davon, ich versuche mich abzulenken, indem ich beginne meine Kopfhörer zu entknoten, aber es ist zu spät und es sitzt wieder neben mir und haucht mir seinen würgreizenden Geruch nach abgestandenem Spülwasser ins Gesicht.

Es kommt in der Nacht, durch das warme beruhigende Schwarz oder das sichere Weiß des Lichts meines Handyscreens auf mich zugekrochen, auf allen vieren, mit einem hässlichen Grinsen im Gesicht und mit einem schlurfenden Geräusch, gebückt hockt es mit einem Mal auf meinem Bett, flüstert mit angerauter Stimme verdrehte Wörter, die ich nicht verstehe, langt mit seinen Händen, von denen sie alle sagen, sie wären kalt und glatt durch Pölster und Decken, zwischen denen ich mich zu verstecken versuche, nach mir, ich bin gelähmt, ich muss aufstehen, ich muss mich anziehen, ich muss im Licht von Straßenlaternen mit einer Flasche Vodka und meiner Freundin zu lauter Musik tanzen und in einem verrauchten Club feiern gehen, aber ich kann nicht, es ist zu spät, ich kann mich nicht bewegen, und so finden mich die Hände, aber sie sind nicht kalt, sie sind nicht glatt, sind faltig, alt und zerknittert wie modriges Papier, und das Schlimmste ist, sie sind warm, sie sind warm und feucht von Schweiß und sie schieben sich zwischen meine Arme und zwischen meine Beine und zwischen meine Lippen und sie reißen meinen Mund auf und kriechen feucht und schwitzig in mich hinein, füllen meine Lungen, bis mir der Atem stockt, schleichen durch meine Adern und Venen, bis sie sich aufblähen und aus meiner Haut treten, krabbeln in meinen Kopf und in meine Brust, wo sie sich zu einer Masse zerrinnen und mich wie Säure zersetzen, es ist alles voll von ihm und es fühlt sich trotzdem alles so leer an. Ich will

schreien, aber ich kann nicht, es erstickt mich langsam von innen und es hat Spaß dabei, es liegt zusammengekauert neben mir, presst seine schweißnasse, aufgeweichte Substanz an mich, wühlt in meinen Eingeweiden und zerrt an meinen Augenlidern so, dass ich nicht schlafen kann, mich nicht bewegen kann. Ich werde es niemals los, es hört niemals auf und ich bin selbst daran schuld, und das Grau, die Mittelmäßigkeit weiß das, es füllt mich bereits vollkommen aus und man möchte glauben, man kann es ändern und alle sagen dir aber, dass man das nicht kann.

Eine Kreuzung, eine Ampel. Das Auto hält, denn es ist rot. Die Frau beginnt wieder zu schreien und ich stecke mir meine Kopfhörer in die Ohren, drücke auf Play; Stille. Endlich muss ich nicht mehr denken. Das Fenster ist leicht beschlagen, zusammen mit der Musik passt es toll zum Blau des Himmels, nur Blau, kein Grau, es ist beinahe pathetisch. Ich bekomme diesen Schwindel, ihr wisst, welchen ich meine. Die Straße vor mir ist sehr lang und links und rechts wachsen karge Bäume und stehen schmutzig mintgrüne Häuser und ein paar Autos, man kann das Ende nicht mal sehen, da wo man sie aus den Augen verliert, ist nur Blau, strahlendes Blau. Ich stelle mir vor, wie ich aus dem Auto springe, meine Kleidung abstreife und nur im Unterhemd die Allee hinauf renne, bis ins Blaue. Einen Moment lang bin ich fest davon überzeugt es zu tun, mir fällt nichts ein, was ich zu verlieren hätte, und Konsequenzen sind mir wie immer egal; Ich hebe meine Hand zum silbernen Griff der Autotüre, da spüre ich eine knochige Hand auf meinem Oberschenkel, die ich mich in den Sitz drückt. Die Hand ist warm und schwitzig und ich bekomme Panik.

Unsere Mutter gibt Gas, wir biegen nach links ab, ich habe die Chance verpasst. Das Grau hat mich dazu gezwungen. Vorbei an den Wohnblocks, dem Fluss, der Eisdiele, in der wir im Sommer alle überteuertes Eis kaufen, weil wir auf den Bus, der die Innenstadt fährt, warten müssen und die Haltestelle gleich daneben ist, der Bank, dem Supermarkt und alten Villen. Gleich sind wir in der Schule. Ich lebe in einer wunderbaren, langweiligen Welt, ich mache alle vierundzwanzig Stunden dasselbe, graue Zeit und Menschen ziehen an mir vorbei wie in einem schlechten Film und ich sehe ihnen dabei zu und denke mir, dass die meisten wohl alle gleich wie ich empfinden, weil wir alle gleich sind, egal wie sehr sie sich einbilden Individuen zu sein.

2. Platz  
Pia Drumel  
Ingeborg Bachmann Gymnasium

Wir waren uns noch nie so fern

Es war der Morgen des 15. August 1961, als sich Karl Brenner in sein Auto setzte, seiner geliebten Frau Juliane einen Kuss gab und seinen beiden Kindern Nele und Anton zum Abschied winkte. Wenn er damals nur gewusst hätte, dass dies der letzte Augenblick mit seinen Geliebten sein würde, hätte er es bestimmt nicht so eilig gehabt nach Berlin zu fahren, um seinen geschäftlichen Pflichten nachzukommen.

Nach acht Stunden mühseligen Fahrens durch die Hitze der mittlerweile hochstehenden Sonne geplagt, erreichte Karl endlich die deutsche Hauptstadt.

Langsam fuhr er vor dem Hotel vor, welches für die nächsten zwei Wochen sein Zuhause sein sollte und entlud den Kofferraum seines Autos. Mit letzter Kraft schleppte er das Gepäck in sein Zimmer und fiel in einen tiefen Schlaf. Es war mitten in der Nacht, als Herr Benner erschrocken aus dem Schlaf fuhr. Ein lautes, hammerartiges Geräusch war es, dass ihn aus seinen Träumen riss. Langsam streckte er erst den einen, dann den anderen Fuß aus dem Bett und schlich sich zum Fenster. Vorsichtig spähte er hinaus, doch es war mittlerweile zu dunkel, um auch nur das Leiseste zu entdecken. Er vermutete eine Baustelle in der selben Straße, denn in Berlin waren Umbauten nicht unüblich.

Sich mit dem Gedanken beruhigend, legte er sich wieder in das, in der Zwischenzeit kalt gewordene, Bett und schloss die Augen.

Von den Sonnenstrahlen an der Nase gekitzelt, erwachte er ausgeschlafen am darauffolgenden Morgen. Wie für diese Jahreszeit typisch, erstrahlte der Himmel in sattem Blau, als er sich nach dem Frühstück zu Fuß zu dem nicht weit entfernten Kongressgebäude aufmachte. Der durch seine häufigen Besuche in Berlin schon bekannte Herr wählte sich den besten Platz und verbrachte, wie seine Kollegen aus aller Welt, den restlichen Tag damit, den Vortragenden aufmerksam zu lauschen. Dies wiederholte sich die kommenden Tage ohne weitere Vorkommnisse. In der Nacht des 19. August weckte ihn erneut der Krach der vermeintlichen Baustelle, doch dies mal war da noch etwas, dass sich mit dem bereits bekannten Geräusch vermischt. Es waren Stimmen und diese schrien lauter als er es je zuvor gehört hatte. Ohne zu zögern schlüpfte Karl in seine Morgenpantoffel, streifte sich einen Bademantel über, in dem er auch seine Wertpapiere vor dem Putzpersonal versteckt hielt, und rannte hinaus in die mit Stimmen erfüllte Nacht. Draußen erkannte er dann die Aufregung der Menschenmasse. Es war keine Baustelle gewesen, welche ihn die vergangenen Nächte wachgehalten hatte. Der vier Meter hohe Stacheldrahtzaun schien sich ins Unendliche zu erstrecken und dem war auch so. Mit Schaufeln und Fackeln versuchten die Leute die Absperrung zu zerstören. Vom Krawall aufmerksam geworden, tauchten plötzlich Wachmänner auf. Erst redeten sie auf die Leute ein dies zu unterlassen, doch als diese weitermachten, begannen sie wild um sich zu schießen. Die Hotelbesitzerin, welche den hilflosen Herrn Brenner in der Menge entdeckte, gab ihm ein Zeichen ihr zu folgen. Ohne zu zögern lief der verängstigte Mann der zuvorkommenden Frau hinterher. Den Anblick der am Boden liegende Menschen und die verzweifelten Schreie würde der Familienvater nie wieder vergessen. Schwungvoll öffnete die Wirtin die nächstgelegene Tür und schaltete das in der Ecke stehende Radio ein, um über die Aufstände in ganz Berlin zu erfahren. „Wie soeben mitgeteilt, ereignen sich im Moment einige Aufstände entlang des neuerrichteten Stacheldrahtzaunes in der deutschen Hauptstadt. Es wird verlangt dies zu stoppen und den Bau einer Steinmauer nicht weiter zu gefährden. Das waren ihre Nachrichten, Gute Nacht!“

Mit der einen Hand vor dem Mund sich auf den Stuhl stützend, die Augen weit aufgerissen, floss der Frau die erste Träne über die Wange, bevor sie in herzzerreibendes Weinen ausbrach. Auch Herr Brenner begriff allmählich die Lage:

„Ich werde sie nie wiedersehen... Haben sie gehört? Ich sehe meine Familie nie wieder!“ Die bummelige Dame hatte endlich ihre Fassung wiedergewonnen und stammelte: „Sein Sie doch still! Ihnen bleibt ihre Familie, schließlich haben Sie ihre Papiere, mit denen kommen Sie über jede Grenze!“

Da hatte sie Recht. Langsam schob er seine Hand in die Manteltasche, doch griff ins Leere. In diesem Moment spürte er wie die Welt stehen blieb und sein Herz einen Schlag aussetzte. Auch seine Helferin bemerkte dies

und ohne zu zögern und weitere Fragen zu stellen, drehte sie sich um und durchkämmte die Schubladen des Schrankes, auf der Suche nach einem Blattpapier und einem Stift. Als sie die Utensilien fand, warf sie sie Karl mit den Worten entgegen: „Schreiben Sie Ihrer Frau einen Abschiedsbrief, falls Sie es nicht schaffen!“ Verdattert entgegnet er: „Falls ich was nicht schaffe?“ „Zu fliehen natürlich!“ Heute schreiben wir den 15. November 1989, die Mauer ist gefallen, viele Menschen strömen über die ehemaligen Grenzen nach Westdeutschland, doch nur wenige in die DDR, unter ihnen die 61-jährige Juliane Brenner. Die Faust schlägt dreimal heftig gegen die alte Holztüre des ehemaligen Hotels. Langsam wird sie von innen aufgeschlossen und eine alte Frau lugt hervor. Ihr mit Furchen durchzogenes Gesicht beginnt sich langsam aufzuhellen, als sie die Unbekannte freudig begrüßt. „Ich weiß genau warum du hier bist, Juliana“, mit diesen Worten übergibt sie der Frau eine Brief:

Liebe Juliana,

vermutlich bekommst du diesen Brief erst lange nachdem ich von den Lebenden gegangen bin, doch ich konnte nicht fliehen, ohne diesen Brief zu schreiben. Du und die Kinder, ihr wart mir immer das Wichtigste und am Tag des Mauerfalles warst du bestimmt nicht mehr aufzuhalten, mich wiederzusehen. Dass du mit dieser Enttäuschung leben musst, tut mir sehr leid. Wie gerne hätte ich dich ein letztes Mal in die Arme geschlossen. Liebling, wir waren uns so nahe nur eine Mauer trennte uns, doch waren wir uns noch nie so fern, nicht einmal jetzt.

In ewiger Liebe,

Dein Karl

3. Platz  
Lisa Jäger  
Ingeborg Bachmann Gymnasium

„Der Tod, so nah und auch so fern. Wann werde ich sterben? Ich könnte mich gleich umbringen, oder auch warten, bis mich der Tod holen kommt... Aber warum sollte ich warten? Ich könnte mir das Leben gleich jetzt wegnehmen, wenn es sowieso schon so schwer ist. Aber wozu? Das Leben kann so wunderschön sein! Ich überlege mir das noch...“, dachte ich eines Nachts, als ich nicht einschlafen konnte. Damals war ich ein 16-jähriges Mädchen, namens Melissa, auch Lisa genannt, das Depressionen hatte. Ich war schwach und an Selbstvertrauen fehlte es mir. Noch ein Problem war, dass ich mich nicht besonders hübsch fand und an mir zweifelte, weil ich mit meinen Problemen nicht klar kam. Jede Nachte weinte ich, wenn ich allein war, wodurch ich mich als eine sehr verschlossene Person bezeichnete.

Dazu gab es auch einen sehr berechtigten Grund! Ich war das Mobbingopfer der Klasse, meine Klassenkollegen bezeichneten mich als „Streber“ und „hässliches, wertloses und zerbrechliches Mädchen“. Natürlich nahm ich mir das alles zu Herzen... Zwei qualvolle Jahre ging das so weiter. Meine Depressionen wurden stärker, so stark, dass ich schon meinen Selbstmord plante... Bis zu meinem 18. Geburtstag, an diesem Tag lernte ich den hübschesten Jungen auf der Welt kennen. Sein Name ist Nico, er ist ein großer, starker und kluger Junge, mit braunen Haaren und himmelblauen Augen. Alles war einfach perfekt, die Zeit mit ihm war die schönste in meinem bisherigen Leben... Bis zu dieser Nacht. Sein bester Freund erzählte mir, dass Nico mich betrogen hatte, unsere ganze Beziehung war nur vorgespielt und gelogen! Er brach mir mein Herz... Meine Liebe zu ihm war so stark, dass ich mir mein Leben wegnehmen wollte. Nach unserer Trennung rannte ich schreiend und totunglücklich in mein Zimmer und nahm meine Klinge aus meiner Schublade heraus. In mir wechselten sich Wut, Trauer und Verleugnung ab... Ich wusste nicht mehr, was ich glauben sollte... Langsam setzte ich das Messer am Unterarm. Mit Trauer und Wut wagte ich einen Schnitt. Immer tiefer wurde ich, bis ich schließlich die Pulsader erreichte. Mit Gewalt zog ich die Klinge bis zu dem Ende des Unterarms durch und schnitt mir meine Pulsader auf. Blut floss in Strömen und alles war rot. Ein paar Sekunden später wurde mir schwarz vor Augen und ich kolaberte. Plötzlich sah ich ein weißes Licht. Nach einer Weile wurde alles klarer. Eine Gestalt mit weißem Kleid, Engelsflügeln und Heiligschein stand vor mir. „Bin ich jetzt tot?“, fragte ich verwirrt. „Nein, du bist halb tot und noch halb lebendig. Der Tod ist gleichzeitig nah und auch fern.“, antwortete der Engel weise. „Du bist in einer Zwischenwelt, nicht im Himmel und auch nicht auf der Erde. Du bist im „Jenseits“, in der „endlosen Welt des Lebens“, antwortete das Wesen lächelnd. „Und warum bin ich hier?“, fragte ich unwissend. Mit einer Handbewegung öffnete der Engel ein Portal und erklärte: „Ich bin gekommen, um dir zu zeigen, dass dich viele Menschen auf der Welt brauchen und dass es nicht dein Schicksal ist, zu sterben. Du bestimmst, ob du stirbst oder weiterlebst, du musst es nur wollen.“ Plötzlich erschien im Portal ein Bild. Es waren meine Freunde und ich im Pool, letzten Sommer. Wir hatten viel Spaß, und das war ein sehr schönes Ereignis. Dann sah ich ein zweites Erlebnis, dort, wo ich am Mount McKinley mit meiner Familie klettern war, als wir Urlaub machten. Das Wesen zeigte mir alle schönen Erlebnisse, die für mich besonders waren. Danach kam ein ganz anderes Bild, eines, das ich noch nicht erlebt habe. Auf dem Bild war eine glückliche Familie. Links stand ein gutaussehender Mann mit braunem Haar und in den Armen einer Frau lachte ein süßes Baby. In der Mitte stand die Frau, mit dem Baby in der Hand und strahlte Fröhlichkeit aus. „Wer ist diese Frau?“, fragte ich neugierig. „Das bist du in der Zukunft. Wenn du dich für das Leben entscheidest, dann wirst du einmal glücklich eine Familie gründen!“, antwortete die weise Gestalt fröhlich. „Aber wenn du dich für den Tod entscheidest, dann passiert folgendes“, erklärte der Engel und zeigte auf das Portal. Es erschien ein weiteres Bild. Auf dem Bild waren meine Freunde, sie wirkten unglücklich, irgendwie traurig und einsam. Ein weiteres Bild erschien. Hier war meine Mutter zu sehen. Sie war mager und weinte verzweifelt. Daneben stand mein Vater und hielt eine Bierflasche in der Hand. Er war auf dem Bild Alkoholiker. Mir kamen die Tränen. Darauf erschien eine letzte Abbildung. Darauf war meine Schwester. Ich konnte nicht glauben, was ich sah: Sie hielt eine Klinge in der Hand und probierte sich umzubringen. „Das passiert, wenn du stirbst“, sagte der Engel. Ich begann sofort zu weinen und schrie: „Ich will nicht sterben! Ich will weiterleben! Das darf nicht passieren!“ Plötzlich kam ein weißes Licht. Langsam öffnete ich meine Augen. Ich lag in einem Krankenhausbett. Um mich herum standen Ärzte und sahen mich begeistert an. Leise fragte ich: „Bin ich tot?“ „Nein, du lebst! Wir konnten dich noch in der letzten Minute retten“, antwortete eine Ärztin freundlich.

Plötzlich fühlte ich Wärme. Es war Freude, die mich diese Wärme spüren ließ und durch meinen Körper floss. „Ich lebe!“, schrie ich überglücklich. Von da an war ich das glücklichste Mädchen auf Erden. Meine Depressionen waren vorbei! Jetzt bin ich 30 und habe schon ein Kind und einen wundervollen Ehemann! Das Leben kann wirklich schön sein! Also merke dir, denke positiv, dann ist es einzigartig.

Der Tod, so nah und auch so fern. Ich war dem Tod nahe, aber überlebte. Auch wenn das Leben schwer ist, es gibt positive und negative Seiten! Man muss es nur optimistisch betrachten und immer vorwärts schauen, dann ist das Leben wunderschön! Und man sollte es genießen, jeder ist perfekt, wie er ist! Unsere Welt, unsere Dimension, das perfekte Leben, das alles ist nah aber auch fern...und wir können bestimmen, wie wir es sehen. Denn das ganze Leben liegt im Auge des Betrachters...

Nah und fern - ein Rondell

fern  
Krieg in Syrien  
fern  
Millionen von Menschen auf der Flucht  
fern  
ertrinkende Menschen im Mittelmeer  
fern  
Tausende Schwimmwesten  
fern  
tote Menschen am Strand  
fern  
Hunger, Krankheit und Kälte  
fern  
Grenzzäune werden errichtet  
fern  
90 000 asylsuchende Menschen in Österreich  
nah

Klusmann Pauline  
Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium

Der Turing-Test

„Was mache ich eigentlich hier?“, frage ich. Diese Frage stelle ich mir bereits, seit ich vor zwei Stunden meinen Koffer auf mein Zimmer gebracht habe und jetzt hier in diesem Raum sitze. In dem Zimmer gibt es einen Tisch und zwei Stühle aus Stahl. Auf einem davon sitze ich. An der Wand steht ein Regal mit Büchern. Sie sehen alle gleich aus. Das einzige Schöne an dem Raum ist die Glaswand, durch die man erst eine Sumpflandschaft und dann weiter hinten Berge sehen kann. Es ist bewölkt, aber die Berge werden von ein paar Sonnenstrahlen beleuchtet, die sich durch die Wolkendecke zwängen können.

„Weißt du, was der Turing-Test ist?“, fragt eine Stimme hinter mir. Ich fahre herum. Ein Mann lehnt lässig im Türrahmen. Er ist vielleicht 30, trägt ein dunkelblaues T-Shirt, eine schwarze Hose und Sneakers.

„Nein“, sage ich. Der Mann löst sich aus dem Rahmen und schlendert, die Hände auf dem Rücken verschränkt, zum Fenster.

„Der Turing-Test dient dazu einen Computer, beziehungsweise einen Roboter, zu befragen. Vielleicht sollte ich auch sagen, sich mit ihm zu unterhalten. Wenn man bei diesem Gespräch nicht mehr merkt- und damit meine ich nicht, wenn man es sich einredet-, dass man mit einer k.I., einer künstlichen Intelligenz, spricht, dann ist der Test bestanden“, erklärt der Mann. Ich denke kurz nach. Ein Roboter, der nicht wie einer wirkt, macht mir irgendwie Angst. „Sie meinen also, ein Roboter kann denken, wenn er diesen Test besteht?“, hake ich vorsichtshalber nach. Der Mann dreht sich wieder zu mir um. „Ja“, sagt er, „so kann man es wohl ausdrücken, auch wenn es letzten Endes natürlich nur Befehle von einer Software sind. Kannst du dir jetzt denken, warum du hier bist?“ „Ich soll den Turing-Test mit einem Roboter durchführen.“ Der Mann nickt. Dafür war ich also hier in die Pampa geflogen. Um zu testen, ob ein dämlicher Computer denken kann. „Und“, frage ich, „Wo ist dieser Roboter?“ Ich sehe mich um, in der Hoffnung irgendwo so eine Blechbüchse zu entdecken.

Der Mann setzt sich mir gegenüber auf den anderen Stuhl. „Nicht in diesem Raum. Aber ich muss dich warnen: falls die k.I. den Turing-Test besteht, könnte es sein, dass du beginnst, sie zu mögen und sogar dich mit ihr anzufreunden. K.I.s wirken vollkommen menschlich, wenn sie gut gemacht sind. Unsere k.I. wird versuchen, dich kennen zu lernen und dir im wahrsten Sinne des Wortes nahe zu sein. Du wirst diese Nähe erwidern und sie wird dich ausnutzen. Die meisten k.I.s suchen die Nähe von Menschen um uns zu studieren, aber wirklich fühlen können, werden sie wahrscheinlich nie. Sie versuchen den größten Nutzen aus einer Situation zu ziehen. Sie denken logisch und deshalb sollte man kein Mitgefühl von ihnen erwarten. Halte den Roboter von deinem Kopf fern.“ „Ich soll die künstliche Intelligenz also auf Distanz halten, die versucht mich näher kennenzulernen?“, frage ich. „Genau“, bestätigt der Mann, „Klingt nicht schwer, oder?“ Ich schüttle den Kopf. „Gut“, sagt der Mann, „Warte hier.“ Er steht auf und verlässt den Raum. Es scheint kühl im Raum, aber die Temperatur wird sich kaum geändert haben. Jetzt vermisste ich zum ersten Mal die Nähe der Menschen. Menschen, bei denen ich weiß, dass es Menschen sind. Menschen bei denen ich darauf vertrauen kann, dass sie Menschen sind. Menschen, die ich nicht fernhalten muss. Die Tür geht auf. Ein Mann tritt ein und ich starre ihn an. Ich hätte von einem Roboter etwas anderes erwartet. Keinen 25 Jährigen, der so normal aussieht, wie jeder beliebige Student. Er zieht fragend die Augenbrauen zusammen. „Was starrst du mich denn so an?“, fragt er und geht locker hinüber zum Tisch. Sein Gang ist kein bisschen steif oder unnatürlich. „Ich bin nur ein wenig überrascht. So hätte ich mir keinen Roboter vorgestellt“, gebe ich zu. Der Mann kann unmöglich ein Roboter sein. Oder doch? Ich darf ihn nicht zu nah an mich heranlassen. Ich setze mich gerader hin und rücke auf meinem Stuhl zurück, bis ich mit dem Rücken an die Lehne stoße. „Oh, du denkst, ich wäre eine k.I.. Nein, ich bin der Programmierer von X001. Wie es aussieht, hat er den Turing-Test bereits bestanden. Er hat dich überzeugt, dass ich ein Roboter bin. Nun ja, das bin ich nicht“, sagt der Mann und lächelt selbstsicher. Ich stehe auf und gehe vorsichtshalber auf Distanz. Am Fenster bleibe ich stehen, nachdem ich kurz durchs Zimmer geschritten bin. War das die Art von Nähe, vor der mich der Mann gewarnt hatte?

„Wie kann ich das glauben? Der Mann von eben sagte, du suchst meine Nähe. Wie soll ich dir das jetzt abkaufen?“, frage ich. „Kannst du mir denn wirklich glauben?“, fragt der Mann und fixiert mich aus warmen braunen Augen. Ist das alles nur Berechnung? Ich kann es nicht sagen. Ich drehe mich zum Fenster und möchte am liebsten zu den Bergen rennen. Ich brauche Abstand zu diesem Ort, will, dass alles so fern ist, wie es jetzt nah ist. Die Unsicherheit beginnt mich in die Knie zu zwingen. Bin ich hier mit einem Roboter und einem Menschen eingeschlossen oder vielleicht mit zwei Robotern? Jetzt bin ich auf mich allein gestellt, weit weg von richtigen Menschen, denn hier kann ich niemandem trauen. Eins ist klar, ich werde niemandem trauen, bei dem die Gefahr besteht, dass er ein Computer ist, denn eins ist klar: wer auch immer der Computer ist (oder vielleicht beide?): er hat den Turing-Test bestanden.

## Freiheit

Die Bäume wogen sich sanft in der leichten Frühlingsprise. Der Himmel schien wie eine hellblaue Leinwand, auf der eine Gruppe Vögel ihre Runden kreisten.

Der Tau glitzerte auf den Grashalmen, wie salzige Tränen aus den Augen eines Kindes. In der Luft lag ein Hauch von feuchtem, frisch gemähtem Gras.

Sie stand am Rand des Zaunes. Mit ihren Fingern strich sie leicht über den Stacheldraht, welcher die verhornte Haut ihrer Fingerkuppen wie ein Blatt Papier aufriss und dunkelrotes warmes Blut über ihre Hand lief.

Der Wind wehte über ihren kahlen Kopf, ihr verschmutztes Gesicht war mit Sommersprossen überseht. Auf ihrer gestreiften Kleidung hing eine Dreckschicht von Fuß, Erde und Staub.

Sie hockte sich auf den Boden und legte ihre kleinen Hände ins Gras. Die Halme kitzelten ihre Handflächen. Mit zusammen gekniffenen Augen blickte sie in den Himmel, sie sah einen Schwarm Vögel, diese zogen friedlich über die Baumkronen. Sie konnten von allem davon fliegen, sie brauchen einfach ihre prächtigen Flügel spreizen und fliehen. Fliehen von allem was ihnen Angst macht, einfach weg.

Warum konnte sie kein Vogel sein, einfach davon fliegen, alles hinter sich lassen, neu beginnen in einer Welt ohne diesen Menschen. Menschen mit Gewehren und den lauten Schreien.

Sie saß direkt vorm Zaun, die Freiheit war so nah und so fern zugleich. Sie streckte einen ihrer Zehen durch das Loch im Zaun.

Sie würde alles dafür geben frei zu sein. Weg von alle dem. Sie wollte wieder die Hand ihrer Mutter halten und in der anderen eine Zuckerwatte. Sie wollte wieder den süßen Geschmack und die klebrige Konsistenz in ihrem Mund zergehen spüren.

Aber sie wusste, dass ihre Zeit bald wie eine alte Wanduhr stehen bleiben würde.

Langsam stand sie auf, sie musste zurück, sich wieder in die Reihe stellen, neben die Leute. Die Leute ihrer Rasse.

Sie lief vorbei an der taubedeckten Wiese, schräg über den sandigen Hof, an den zerklüfteten Baracken vorbei. Flora Ebner - 14.03.2002 - BRG Viktring - 4m - 0664 75043776 – Heizhausgasse 68b, 9020 Klagenfurt

Sie stellte sich in die Reihe, ganz nah neben ihre kleine Schwester und hielt ihre kleine, verschwitzte Hand.

Die Männer fingen an zu schreien, sie ließen Leute aus den Reihen hinknien und schossen ihnen in den Kopf. Ihre Gehirne flogen durch die Luft bis sie auf dem staubigen Boden liegen blieben.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, es schien als würde jeden Moment ein Ozean aus ihnen hervorbrechen, als ein Mann sie zwang hinzuknien.

Sie wusste, dass jeden Moment ein Teil ihres Gehirns hinter ihr auf dem Boden residieren würde.

Der kalte Lauf der Waffe wurde an ihren Kopf angesetzt, sie hörte ihre Schwester schreien. Sie hatte Angst. Den Traum frei zu sein musste sie aufgeben, dieser Traum war so nah an der Realität und doch so weit entfernt.

Sie flog auf den Rücken als die Kugel ihre Knochen durchbohrten. Es war alles vorbei, die Schmerzen waren weg.

Ihr Blut lief auf das gestreifte KZ Gewand. Die Träume die sie früher einmal hatte waren weg, ihre Träume der Freiheit. Sie sind verbrannt zu Asche. Die Asche ihrer Träume fortgetragen durch den Wind.

Ihr lebloser Leib lag am steinigen Boden. Ihr kleiner Körper war in einem Kranz aus Blut gebetet. Sie war bereit zu gehen, in den Himmel empor zu steigen. In die ewige Freiheit.

## Zwei Betten

Ein Raum ohne Fenster, am Boden liegen dünne und harte Bambusmatten, zwei kaputte Hocker stehen in der Mitte und dazu noch brütend heiße Luft.

Das ist Shantis Zuhause.

Dort lebt das zehnjährige Mädchen mit ihrer Mutter und ihrem Babybruder Amand in Bangladesch seit sie klein ist. Ihr Vater kam bei einem Brand in einer Textilfabrik ums Leben.

Schule kennt Shanti nicht, da sie und ihre Mutter sich weder eines der teuren Schulbücher kaufen, noch Schulgebühren bezahlen können. Auch können sie den kleinen Bruder nicht allein zuhause lassen. Während ihre Mutter in einer Nähfabrik arbeitet, kümmert Shanti sich um ihren Bruder. Wenn dann ihre Mutter völlig erschöpft von der Arbeit nachhause kommt, zieht sich Shanti an und geht in Richtung Stadtrand und verschwindet in einem heruntergekommenen Gebäude. Dort bestickt sie T-Shirts, Jacken und Taschen mit winzigen Perlen. Wenn Shanti nicht für 1 Euro 50 pro Woche (für 10 Stunden der Werktag) arbeiten würde, gäbe es noch weniger zu essen als jetzt. Nachdem Shanti von der Arbeit nachhause kommt, muss sie sich die Hände verbinden, weil sie sich beim Besticken tausender Stoffe in die Finger gestochen hatte, sodass sie stark blutete. Am Ende eines solchen Tages sinkt Shanti völlig erschöpft auf ihre harte Matte und träumt von einem Bett. Einem weichen Bett. Ein Wunsch, der wahrscheinlich nie in Erfüllung gehen wird.

Wenige Kilometer weiter klingt es ausgelassen aus einer der Designervillen im Nobelviertel Bangladeschs: „Happy Birthday to youuuu!!!“

Heute hat die jetzt zehnjährige Sara Geburtstag und strahlt hinter einem meterhohen Geschenkstapel mit den Kerzen der dreistöckigen rosa Torte um die Wette. Sie wohnt erst seit drei Jahren in Bangladesch, da ihr Vater dort erfolgreich seine Firma aufgebaut hatte. Genau weiß Sara nicht, welchen Beruf ihr Vater ausübt, doch merkt sie, dass die Familie dadurch immer noch sehr reich wird.

Sara besucht ein Privatinternat und wird jeden Freitag von einem privaten Chauffeur nach Hause gefahren so wie auch heute.

Nachdem ihr Geburtstag ausgiebig gefeiert und sie viele Glückwünsche erhalten hatte, „widmete“ Sara sich dem großzügigen Geschenkturm.

Im ersten war eine

Playstation, im zweiten großen Päckchen steckte ein Flachbildfernseher und in den restlichen Päckchen fand man alles, was ein 10-jähriges-Mädchen-Herz sich so wünschte.

Den-

noch, Sara war nicht glücklich. Ihre Eltern hatten doch tatsächlich einen Wunsch von ihr nicht bedacht, eine Schmuckdose!

Obwohl Sara so reich beschenkt wurde, verhielt sie sich so hochmütig und wütend, sodass ihre Eltern sie erst einmal beruhigen mussten, indem ihr Vater Sara versprach, morgen sofort in die Stadt zu fahren um ihr die kleine Schmuckdose zu kaufen.

Letztendlich zufrieden schloss Sara in ihrem großen, weichen Himmelbett ein.

Wie nah und doch so fern sich diese beiden jungen Mädchen sind

## Träume und Realität

„Was ist das, was du da an hast, Ginevra?! Ein Faschingskostüm aus den 80ern?“, rief Luisa. Schallendes Gelächter ertönte. Den Strickpullover mit den blauen Bommeln hatte meine vor kurzem verstorbene Großmutter genäht, dachte Ginevra und biss die Zähne vor Wut zusammen.

„Warst du mal wieder am Müllhof shoppen? Hat dir das deine Mutter endlich erlaubt?“, gackerte Luisa gemein und schubste Ginevra heftig nach hinten, woraufhin sie hart auf den Boden schlug und aus Versehen ihren Kakao auf den Rucksack von Robbie verschüttete. Der kam in diesem Moment gerade auf den Schulhof, blieb wie angewurzelt stehen und schnappte sich dann, grimmig, seinen nassen Rucksack und verschwand, bevor Ginevra ein Wort sagen konnte.

„Was für ein Mist“, dachte das rothaarige Mädchen. Eigentlich hatte sie Robbie sehr gern mit seiner goldbraunen Wuschelmähne und seinen smaragdgrünen Augen.

Doch heute lief bei Ginevra anscheinend gar nichts: Eine 5 in Mathe, ihr Krapfen wurde von Luisa und ihrer Clique genüsslich aufgeteilt, jetzt machte sich Luisa auch noch über Ginevras Pulli her, und bei Robbie hatte sich das Out-Girl einen Minuspunkt geholt. Niedergeschlagen kehrte Ginevra nach Hause zurück, und wie erwartet rastete ihre Mutter bei den Testergebnissen aus. Völlig am Boden zerstört, wie eigentlich jeden Tag, legte sie sich auf ihr Bett und träumte.

Ginevra träumte oft. Von einer besseren Welt. Von einer besseren Schule. Oft stellte sich das Mädchen vor, wie es wohl wäre, berühmt und beliebt zu sein. Sie würde mit den coolsten Klamotten über den Schulhof schlendern, ihre „Untertanen“-Clique mit sich.

„Hey, Luisa! Hast du grad schon wieder ein Käsebrot von einem Erstklässler geklaut? Ich verurteile dich zu 5 Jahren Haft, wegen Essensbeklauung...!“ Gab es dieses Wort tatsächlich? Nun saß Ginevra in einem Gerichtssaal auf dem höchsten Podest, und alle bewunderten sie für ihren Gerechtigkeitssinn.

Ein anderes Mal modelte sie für 10 Zeitschriften gleichzeitig, und die hübschesten Jungs der Welt würden sich um sie reißen, doch sie würde nur kühl antworten: „Ich bin leider schon vergeben! An Robbie Coltrane.“

Noch ein anderes Mal bekam sie 20 Oscars gleichzeitig in die Hand gedrückt, auf der Bühne, und die Menge jubelte...

Doch das waren alles nur Träume! Fantasien. Ginevra setzte sich kerzengerade auf. Man durfte nicht den ganzen Tag nur träumen, und somit sein Leben verbringen. Nein, man musste handeln. Arbeiten. Etwas Gutes in die Menschheit bringen.

Träume waren einfach nur Träume. Die konnten nicht real werden. Nein, man sollte immer nach vorne blicken, nie zurück! Das Ziel ist immer der Nasenspitze voraus.

Und mit dieser Entschlossenheit verließ Ginevra das Zimmer, um die Welt von nun an positiv zu betreten.

## Mein Date mit dem Tod

Manche Menschen sagen, dass man im Angesicht des Todes sein ganzes Leben noch einmal vorüberziehen sieht. Meines wäre ausgesprochen kurz, weshalb mein Tod dann ja auch früher einsetzen müsste als der einer siebenundneunzig-jährigen Oma, die ein ganz schön langes und ereignisreiches Leben gehabt hatte. Ich nehme einmal an, kopfüber in den Grand Canyon zu fallen, weil man das Rätsel einer Sphinx nicht lösen konnte (Was geht morgens auf vier, mittags auf zwei und abends auf drei Beinen? – Wer bitte denkt sich solch ein bescheuertes Rätsel aus!?), gehört dazu. Wenn ich schon ein Halbgott sein muss, wieso dann keiner, der wenigstens ein bisschen was in seinem Köpfchen hat? Mein Vater hätte sich wirklich mit Athene einlassen sollen und nicht mit Nike – tut mir echt Leid, Mom. Ich konnte nur von Glück reden, dass ich nicht von der Sphinx gefressen worden war, es wäre sicherlich schmerzhafter und langsamer gewesen.

Noch dreihundert Meter und ich würde platt wie ein Pfannkuchen auf dem Boden kleben, falls ich nicht wie ein Betonklotz auf der Wasseroberfläche des Flusses aufschlage. Das war wirklich eine Schande. Allmählich bereute ich es, mich mit meinem Dad vor der Abreise gestritten zu haben. Jetzt würde ich ihn nie wieder sehen. Noch zweihundert Meter. Ich bin der größte Idiot aller Zeiten. Wäre ich besser in der Schule, hätte ich das Rätsel vielleicht lösen können und wäre jetzt nicht in dieser beklemmenden Situation. Ein großes Dankeschön auch an meinen Drang, es immer allen beweisen zu müssen. Ich meine, ich hätte auch jemanden als Begleitung auf diesen Einsatz mitnehmen können, aber nein, mein Stolz war wieder einmal zu groß! Und was habe ich jetzt davon? Den Tod!

Noch einhundertfünfzig Meter. Dad? Hörst du mich? Natürlich nicht, aber das ist mir jetzt auch schon egal. Entschuldige, dass ich an Weihnachten heimlich alle Kekse aufgegessen und es meiner Schwester in die Schuhe geschoben habe. Vermutlich wusstest du es, aber jetzt bin ich doch erleichtert, es dir gestanden zu haben. Ist zwar ganz schön blöd von mir, du kannst mich schließlich nicht hören. Wenn du jemals erfahren solltest, dass und wie ich gestorben bin, dann sorge dafür, meinen Nachruf so lustig wie möglich zu gestalten, ich hasse traurige Reden.

Noch einhundert Meter. Okay, wenn mich irgendjemand vor meinem sicheren Tod bewahren möchte, dann sollte dieser Retter baldmöglichst auftauchen. Es ist nämlich nicht lustig kopfüber in den Grand Canyon zu stürzen.

Noch fünfzig Meter. Scheiße! Hey Leute, falls es irgendjemanden interessiert: Ich werde gleich sterben! Dann wurde ich dankenswerterweise ohnmächtig.

In meinem Traum flog ich schwerelos durchs Weltall, vorbei an Orion, Cassiopeia, Pegasus, Kastor und Pollux, bis ich schließlich an Perseus vorbei in den Andromedanebel hineinstürzte. Plötzlich flog ich auf geflügelten Sandalen über das Meer zu einer Höhle. Darin schliefen die drei schrecklichen Gorgonen. Blind schlug ich der einzigen Sterblichen, Medusa, mithilfe der Athene das Haupt ab. Mit diesem unter dem Arm, kam ich an einer Klippe vorbei, an die eine schöne Jungfrau gekettet war. Als ich sie erreicht hatte, fragte ich: „Was schickt euch an, euer Leben an diesen Felsen geschmiedet zu verbringen?“ Also bitte, wer sprach denn so? Total komisch. Naja, war ja auch schon dreitausend Jahre her, so eigenartig, wie die angezogen waren. Ich meine, ich trug einen Rock und ... oh meine Götter! Keine Unterwäsche! „Mein Name ist Andromeda, die Tochter des Königs Kepheus und der Cassiopeia,“ stellte sie sich weinerlich vor. Kann ich eindeutig verstehen, ich würde auch heulen, wenn mich meine Eltern an einen Felsen ketten würden, nur um deren eigene Haut zu retten, wie mir gerade einfiel. Cassiopeia hatte sich für schöner als die Nereiden gehalten und somit deren Zorn riskiert. Tja, das hatte sie jetzt davon, aber Menschenopfer standen damals hoch im Kurs. Das war so wie eine Castingshow heutzutage. Ich beschloss, Andromeda zu retten. Mein Leben gegen das eines wunderschönen Mädchens? Warum nicht? Plötzlich brach aus den Wellen ein riesiges Seeungeheuer hervor. Als mein Schwert nicht half, holte ich den Medusenkopf hervor und das dumme Vieh sah ihm direkt in die Augen und wurde zu Stein. Andromeda war gerettet und ihre Eltern gaben sie mir zur Frau – anscheinend heirateten die damals ein bisschen früher, ich bin immerhin erst fünfzehn (Also im besten Mannesalter!). Dann erwachte ich schlagartig.

Mein ganzer Körper schmerzte höllisch. Ich dachte immer, nach dem Tod sei man von seinen Leiden erlöst, aber so wäre ich doch lieber ohne Schmerzen gestorben. Als mein Blick sich geklärt hatte, erblickte ich ... Andromeda? Die war doch schon seit mindestens dreitausend Jahren tot! Das konnte nur Elysium sein. Aber was war mit Charon, dem Fährmann? Ich konnte mich nicht erinnern ihn passiert zu haben. Außerdem hatte ich noch immer einen Körper und war keine Seele. Auch Andromeda erschien mir als durchaus menschlich, bis auf die Tatsache, dass sie sich noch nicht bewegt und kein einziges Mal geatmet hatte. Deshalb traf mich fast der Schlag, als sie plötzlich zu sprechen begann: „Wie geht es dir, mein Heros? Ich bin so stolz auf dich!“ Geblendet von ihrer Schönheit und ihrer sanften Stimme entgingen mir der sarkastische Unterton ihrer Worte und der faulige Geruch, den sie verströmte, sowie ihre nächsten Worte, was vermutlich auch der Grund dafür war, dass ich nicht wusste, was jetzt vor sich ging: Sie begann sich zu verwandeln, bis ich in den Armen von Thanatos, dem Gott des Todes, lag. „Aufgrund deiner überragenden Blödheit habe ich Kraft meines Amtes beschlossen, dich mitzunehmen. Du hast das Recht zu protestieren und um dein Leben zu flehen – was dir aber nichts nützt, denn: beschlossen ist beschlossen,“ erklärte er gelangweilt. Er murmelte eine Beschwörungsformel, dann versanken wir im Erdreich und traten in den Hades über.

Wenn er kommt...

Zum ersten Mal durfte ich meinen Meister sehen. Er wolle zu Besuch kommen, war das Letzte, was ich von ihm gehört hatte. Erwartungsvoll stand ich vor der Tür. Seit nun schon fast vier Jahren sprach er im Traum sowie im Alltag zu mir, lehrte mich im Ruhen und Innehalten, in Geduld sowie in Ausdauer. Was jedoch am wichtigsten war: Er lehrte mich im Leben. Mein Meister offenbarte mir Zugriff auf eine Welt ohne Krieg, Furcht und Gewalt. Eine Welt ohne Zeit und Stress. Eine seiner letzten Lehren befasste sich damit, dass jeder für sich wertvoll und wichtig sei und dass die Tat eines Einzelnen die Menschheit verändern könne. Niemals werde ich seine Worte vergessen. „Viele Blätter ergeben einen Ast, viele Äste einen Baum, viele Bäume einen Wald.“ Die Natur spiegelt diese Botschaft wieder, die Botschaft des „all eins“. Denn wird ein Blatt krank, so stirbt der Ast, der Baum und zuletzt der ganze Wald.

Die erste Stunde verging und immer noch stand ich vor der Tür. Plötzlich fiel der Strom aus und über alles breitete sich der Schleier der Dunkelheit. Angst und Verunsicherung beschlichen mich und versuchten sich tief in meinen Kopf zu bohren. Da kam mir, was mein Meister sagte als ich mich damals im tiefen Winter im Wald verlaufen hatte: „Die Angst vor der Dunkelheit, ist die Angst gesehen zu werden. Am Tage, im Licht, fühlt man sich sicher und geborgen. Dies ist eines der größten Missverständnisse des Menschen. Seit ewiger Zeit versucht der Verstand uns das einzureden, obwohl das Gegenteil mit einfachen Erklärungen bewiesen werden kann. Warum wir es ihm aber glauben stammt von einer Urangst der Menschen: Den Überblick verlieren. Die Finsternis ist wie ein Tarnmantel, der dich versteckt, in ihr bist du unsichtbar. Am Tage jedoch kann dich jeder aus kilometerweiter Entfernung sehen.“

Das Licht war immer noch ausgefallen. Trotz all der Lehren plagte mich nun der Gedanke ob mein Meister kommen würde. Vielleicht war ich ja nur auf ein selbst erdachtes Hirngespinst hereingefallen. Plötzlich kam ich mir lächerlich vor. Seit zweieinhalb Stunden wartete ich auf eine Person, die ich noch nie gesehen hatte. „Vertraue und gedulde dich,“ schoss es mir durch den Kopf. Ich öffnete die Tür und betrat meinen Garten. Ein kühler Märzwind pfiff mir um die Ohren. Es war eine kalte Sternenlose Nacht, die einsame Straßenlaterne am Eingang war das einzige Licht. Nein, da oben in meinem Schlafzimmer. Schnell rannte ich die Treppe hoch und den Flur entlang. Die Vorfreude packte mich und ich beschleunigte. Die Tür war weit offen und vor mir war er. Mein Meister. Geblendet kniff ich die Augen zu. Er erstrahlte in einem Licht, das das gesamte Zimmer erleuchtete. Doch ich musste ihn sehen. Und die Person, die vor mir stand, war...ich. Mein vollkommenes Ebenbild saß lächelnd auf der Bettkanne.

Das war die wichtigste Lehre. Der allwissende Meister, nach dem ich strebte. War nicht zu finden in Tibet, Indien oder sonst irgendwo. Er ist in jedem Menschen bereits vorhanden und das Einzige, was wir tun müssen, ist ihn zu entdecken

Mademoiselle Rebell, Madame Unfair und Kater Murphy

Hallo, ich bin Murphy. Ich bin ein Kater, der allerschönste und edelste Rassekater der ganzen Rosenallee. Naja, eigentlich bin ich auch der einzige Rassekater der Rosenallee. Aber das ist unwichtig denn ich habe eine Geschichte zu erzählen. Ihr müsst wissen, dass ich in einer Wohnung zu Hause bin. Da ich der einzige Mann in der Wohnung bin, bin ich der Hausherr, ja wohl, ich bin der Chef im Haus! Nein, eigentlich bin ich ein König. Zu meinem Hofstaat zählen Anita, eine erwachsene Frau und Fabienne, die ist fünfzehn. Anita ist meine Köchin, sie kann die besten Pasteten kochen. (Nur eins versteh ich nicht, wenn ich auf den Küchentisch hüpfen um mir meine Pasteten zu holen, da schimpft Anita nur, ich solle da runtergehen. Aber wieso, sie kocht doch sowieso nur für mich?) Und Fabienne ist von mir ernannte Streichelweltmeisterin. Blöderweise muss sie jeden Tag in die Schule. Ich weiß nicht was die Schule ist, aber ich finde sie blöd denn sie verhindert dass Fabienne mich am Vormittag streicheln kann. Doch zurzeit hüte ich mich eher vor Fabienne. Jeden Tag schreit sie und knallt ihre Zimmertüre zu, dann ist sie sehr lange in ihrem Zimmer. Das gefällt mir gar nicht, nicht nur weil das Türe zuknallen höllisch laut ist für meine sensiblen Kateröhrchen (die übrigens rot weiß marmoriert sind und wie alles an mir einfach entzückend sind), sondern auch weil ich solch eine Unruhe in meinem Hofstaat nicht dulde! Und als wäre das nicht genug, passiert es immer öfter, dass Anita und Fabienne dann nicht mehr miteinander reden. Und auch...MAUNZ!!! Ich bin gerade gemütlich zusammengerollt auf dem Sofa (meinem königlichem Thron) gelegen da stürmen doch gleich Fabienne und Anita herein und bringen mich von meiner Tagträumerei ab! „Geh sofort auf dein Zimmer!“, schreit Anita Fabienne an. Ach du heiliger Katzengott, schon wieder! Elegant hüpfen ich vom Sofa und beginne lauthals zu miaunzen. „Aus, Murphy!“ AUS?! Ich bin doch kein Hund! „Du bekommst jetzt kein Futter!“, sagt Anita genervt. Ich will doch gar kein Futter, ich meine doch nur, dass ihr aufhören sollt zu streiten! Diese Menschen sind aber auch wirklich Wesen, die die Kunst nicht beherrschen eine Katze zu verstehen, dabei ist das doch das Mindeste! „Auf dein Zimmer, Fabienne, hab ich gesagt!“, donnert Anita weiter. Bin ich jetzt etwa Luft? Frechheit, dass mir so wenig Würde zugeschrieben wird als König! „Ja, ich gehe auf mein Zimmer, aber das würde ich auch ohne dass ich es müsste!“, faucht Fabienne. Sie legt einen bühnenreifen Abgang hin und knallt ihre Zimmertüre zu. Miau, das wird ja immer schlimmer! Anita seufzt und wenn Katzen seufzen könnten, würde ich es auch tun. „Weißt du, Murphy“, beginnt Anita und hebt mich hoch. Ja, endlich bin ich wieder dran. „Fabienne ist in einem schweren Alter“, fährt Anita fort. Schweres Alter, gibt es denn auch ein leichtes Alter? Versteh ich nicht. „Zurzeit weiß sie alles besser und ständig findet sie, dass ich unfair bin. Dabei will ich sie doch nur beschützen!“ Wieder seufzt Anita. Das ist ein gängiges Ritual bei den Menschen. „Aber du verstehst mich sowieso nicht, Murphy“, sagt Anita, legt mich zurück auf das Sofa und geht in die Küche. Ich bin ehrlich entrüstet! Natürlich versteh ich jedes Wort, ich bin doch ein hochentwickeltes Wesen! Doch jetzt bin ich müde, streiten ist anstrengend, keine Ahnung wie die Menschen das aushalten. Ich rolle mich zusammen und da ich ja eine Katze bin, bin ich in einer Sekunde auch schon eingeschlafen.

„Essen!“ Das ist das einzige Wort, das mich wecken darf. Ich strecke mich. Aaaaah, das war ein feines Nickerchen. „Essen!“, ertönt es nochmals aus der Küche und bevor Anita ein drittes Mal rufen kann, bin ich auch schon auf den Beinen. „Fabienne, wo bleibst du?“, ruft mein Frauchen. Also normalerweise sollte Anita nach mir rufen, schließlich bin ich der König, aber ich lasse es ihr gütigerweise durchgehen. Mir fällt ein, dass ich mich ja noch gar nicht gewaschen habe, also setze ich mich hin und beginne mit meiner Katzenwäsche. Doch zu meiner Überraschung läutet es an der Tür. Fabienne kommt aus ihrem Zimmer gelaufen und stürzt zur Wohnungstür. Nach wenigen Sekunden lässt sie sie zufallen und kommt mit einem duftenden Pizzakarton herein. Meine Nackenhaare sträuben sich. Ich spüre, dass hier etwas faul ist! „Du, Mama“, ruft Fabienne. „Ich hab mir eine Pizza bestellt, ich will nicht mit dir essen“, endet sie und verschwindet in ihrem Zimmer. Ich höre wie sich der Schlüssel im Schloss ihrer Türe dreht. Oje! Und da geht auch schon Anitas Wutanfall los, ich höre ihr Schnauben bis in den Flur. Ich bin eine Katze, es ist meine Natur, mich zu verstecken wenn Gefahr droht. Also verkrieche ich mich unterm Sofa. Das Essen wird dann wohl verschoben.

Erst am Abend stolziert Fabienne wieder aus ihrem Zimmer. Als wäre nichts gewesen, setzt sie sich auf das Sofa und guckt fern. Natürlich kommt auch Anita sofort her. „Kleine Mademoiselle, erklärst du mir wieso du einfach eine Pizza bestellst obwohl ich kuche?“, poltert sie los. Ohne ihre Mutter anzusehen antwortet Fabienne: „Du bist so unfair!“ „Wieso das denn jetzt auf einmal?“, will Anita wissen. Ich überlege schon in der Küche zu verschwinden, als mir plötzlich eine katzengeniale Idee kommt. Ich gehe zur Kommode, springe drauf und werfe ein ganz bestimmtes Buch herunter. „Murphy?“, ruft Anita. Ich schiebe das Buch vor mir her bis Anita kommt, dann hebt sie es auf. „Was hast du denn da angeschleppt? Ein Fotoalbum?“ Ein kleines Lächeln umspielt ihre Lippen. „Miau!“, sage ich und gehe zurück zum Sofa wo immer noch Fabienne schmollt. Anita folgt mir und setzt sich und ich springe auf ihren Schoß. Sie öffnet das Fotoalbum und zu sehen ist ein kleines Mädchen mit blonden Zöpfen und eine Frau. Sie sitzen unter einer Weide und lachen. Fabienne hatte sich umgedreht und schaut nun ebenfalls das Foto an. Ihre Gesichtszüge wurden weich. „Das weiß ich noch ganz genau“, murmelt sie. „Du hast an dem Tag deine Puppe verloren und warst sehr traurig. Daraufhin habe ich ein Picknick mit dir unter diesem Baum gemacht um dich aufzuheitern“, erzählt Anita. Die beiden sehen sich an. „Es tut mir leid, Mama“, murmelt Fabienne. „Ist schon gut“, gibt Anita zurück. Sie umarmen sich und ich kuschele mich zwischen sie. Ich weiß, dass sie sich in der nächsten Sekunde schon wieder sehr fern sein könnten, doch für diesen Augenblick zählt nur die Tatsache, dass sie sich nahe sind.

## Nah und fern

Ihre Füße taten weh, nein ihr ganzer Körper tat weh, doch sie ließ sich nichts von ihren Schmerzen anmerken. Unbeholfen und steif versuchte Timea die Bewegungen nachzumachen, die die anderen Mädchen mit Leichtigkeit und Schwung schafften. Schweiß lief ihr über das ganze Gesicht und sie spürte die Erschöpfung in ihren schwachen Gelenken. Wie so oft machte sich der Gedanke in ihrem Hirn breit: „Du bist alt und unbeweglich, unheilbar krank und hässlich.“ Als ihre Gelenke unter der schweren Anstrengung nachgaben und sie wie ein Kartoffelsack auf den Boden fiel, nahm sie von der Seite Gelächter, Feixen und strafende Blicke war. Blut schoss in Timeas Kopf und sie spürte, wie dieser kirschrot wurde. Ihr Herz raste wie eine Antilope auf der Flucht vor einem Gepard. Am liebsten wäre Timea einfach vom Fußboden verschluckt und in einer freundlichen, nicht so ungerechten Welt wieder ausgespuckt worden. „Braucht das arme Großmütterchen wieder mal den Krankenwagen, weil sie gestolpert ist?“, hallte eine mit Verachtung gefüllte Stimme durch den Saal. Timea hasste keinen Menschen mehr als diese Kuh. Clara und ihre Clique machen sich ununterbrochen über sie lustig, weil sie mit 12 eigentlich schon 81 ist, weil sie in ihrem Fall 6,75 Mal schneller altert und auch so aussieht, nur kleiner, weil ihr Wachstum durch diese Krankheit eingeschränkt wird. Timea hat Progeria. Hektisch und nervös zückte die Tanzlehrerin ihr Handy und rief die Rettung. Timea hörte das nahe kommende Geräusch von Blaulichtsirenen. Als die Rettungskräfte sie behutsam auf die Trage hoben, schloss sie die Augen.

Eine kleine Zunge weckte sie auf, indem sie ihre Hand leckte. Timea realisierte, dass sie in einem weichen Bett lag, das in einem leisen Raum stand, dessen Stille von dem regelmäßigen Piepsen des Herzfrequenzmessgerätes durchzitterte. Sie lag in ihrem Zimmer in ihrer kleinen Wohnung, in der sie mit ihrem Vater und Buffy, dem Kater, der gerade ihre Hand ableckte, lebte. Vorsichtig setzte Timea sich aufrecht in ihr Bett, wobei sie immer noch ungeheure Schmerzen spürte, und nahm sich den alten Kater Buffy auf den Schoß. Er fing an zu schnurren, als seine Freundin ihn an den Ohren kraulte. Timea kannte Buffy schon ihr ganzes Leben und er war ihr bester Freund. Anders als ihre Mitschülerinnen und anderen Kinder war es dem Kater egal, wie alt und verschrumpelt sie aussah oder wie klein und hässlich sie war. Er nahm sie so wie sie war. Timeas Vater war nicht viel zu Hause, denn er musste den ganzen Tag arbeiten. Von draußen nahm sie gedämpfte Stimmen wahr. Eine vertraute Stimme verabschiedete sich von zwei, die Wohnung verlassenden Männerstimmen. Geräusche von Stiefelschritten kamen langsam auf Timeas Zimmertür zu. Ihr Vater öffnete vorsichtig die Tür und erkundigte sich besorgt nach ihrem Zustand. Es war ihm auf die Stirn geschrieben, dass er sich unglaubliche Sorgen machte, aber er versuchte eine aufmunternde Miene zu ziehen. Schließlich fragte Timeas Vater sie, ob sie mit ihm in den Park gehen will, ein wenig spazieren. Das machte er immer, um sie aufzumuntern, aber bei ihr bewirkte es eigentlich immer nur das Gegenteil. Sie hatte Angst vor dem Park. Angst vor allen öffentlichen Orten. Sie hatte Angst vor den fragenden und angeekelten Blicken der Leute, die sie wie Bohrmaschinen eine Wand durchbohrten. Doch ihrem Vater zuliebe sagte sie zu. Draußen war es warm. Sie war lange nicht mehr im Park gewesen und hatte fast vergessen, wie schmerhaft die Blicke und Reaktionen der Leute wirklich waren. Ein kleines Kind lief voller Angst zu seiner Mutter, als es sie sah. Eine andere Mutter hielt ihrem Baby die Hand vor die Augen, als Timea vorbeiging. Sie wagte nicht einmal auf andere Kinder zuzugehen und sie anzusprechen, in der Angst, dass sie gleich wie das kleine Kind voll Ekel wegläufen. Timea fühlte sich wie von tausend Dolchen durchbohrt, für jeden abstoßenden Blick ein Loch. Wie jeden Tag fragte sich Timea: warum? , warum ich? , warum kein anderer? , warum lebe ich eigentlich, wenn ich sowieso nur 13 oder 14 werde? Timea wollte ein normales Leben. Keine Krankheit, kein Leid, menschliche Freunde, gesunde, bewegliche Beine. Doch sie hatte Progeria. Für sie ist ein normales Leben so fern wie der Tod für sie jeden Tag nah ist. Sie hasste ihren Vater dafür, dass er sie zu Spaziergängen im Park aufforderte und dann nicht einmal mit ihr redete und stattdessen nur in „geschäftliche Gespräche“ an seinem Telefon vertieft war. Nach einiger Zeit beschlossen sie nach Hause zu gehen, eigentlich entschied es nur Timeas Vater, der immer noch wegen „geschäftlicher Gespräche“ an seinem Telefon hing wie eine Klette und nicht einmal dann am Rückweg vom Park mit ihr ein Wort gewechselt hatte. Als Timea und ihr Vater das Treppenhaus zu ihrer Wohnung erklimmen, spürten sie einen stechenden, ziehenden, unerträglichen Schmerz in der linken Brusthälfte. Schweißgebadet schaffte sie es bis zur Wohnung und ließ sich nichts gegenüber ihrem Vater anmerken. Das tat sie nie.

Sie wollte nicht, dass er sie auch wie die anderen für alt, schwach und zerbrechlich hielt. Buffy kam sofort fröhlich und so schnell er konnte angehumpelt, denn durch sein Alter hat er Gehprobleme, und presste seinen warmen Körper gegen Timeas Beine. Sie bückte sich, wobei sich ihre Hüfte massiv beschwerte und strich ihm vorsichtig über den Rücken. Ihr Vater verließ die Wohnung wieder, da er wieder arbeiten gehen musste. Timea stolperte in ihr Zimmer, immer noch mit ungeheuren Schmerzen im Brustbereich. Jetzt wurden die Schmerzen stärker und es fühlte sich an, als ob ein Nashorn auf ihrer Brust stände und sein Horn in ihre Brust rammte. Ihre Knie wurden weich wie Butter und sie musste sich auf ihr Bett legen. Nun schwitzte sie, doch ihr war eiskalt. Neben Timea lag Buffy, der beruhigend ihre Hand abschleckte. Sie hatte sich den Tod schlimmer vorgestellt, denn Buffy machte ihn nur halb so schlimm. Timeas ganzes Leben lief vor ihren Augen ab. 12 Jahre. Biologisch gesehen war sie 81. Sie hatte keine Familie gegründet, weil ihre Lebenserwartung höchstens 13 oder 14 Jahre betrug. Abgesehen davon hätte keiner sie geheiratet, so hässlich und verschrumpelt wie sie war. Das einzige positive in ihrem Leben war Buffy. Ihr bester Freund, der sie verstand und respektierte. Timeas Herz blieb stehen.

## Wird es je ein Ende geben?

Jeden Tag hört man von der Umweltverschmutzung und der Klimaerwärmung in den Medien. Jeder weiß, dass es der Umwelt schadet, mit dem Auto zu fahren oder den Regenwald abzuholzen. Doch warum tut keiner etwas dagegen? Warum sehen wir alle nur tatenlos zu, obwohl sich jeder über diese Probleme im Klaren ist? Diese Frage beschäftigt wahrscheinlich viele Menschen auf diesem Planeten.

Wenn man sich die Menschen in Großstädten, wie zum Beispiel London, New York oder Paris, anschaut, merkt man, wie fern die Menschen der heutigen Zeit der Natur eigentlich sind. Auf jedem noch so kleinem grünen Fleck in diesen Städten wird ein neuer Wolkenkratzer gebaut, der natürlich dreimal so hoch sein muss wie der, den man letztes Jahr gebaut hat. Statt die Natur in Frieden zu lassen, muss man alles zubauen, um später einen künstlichen Park anzulegen. Da fragt sich wahrscheinlich so mancher normal denkende Mensch, was dies für einen Sinn haben solle.

Auf der anderen Seite der Welt, wie zum Beispiel im Outback Australiens oder in Neuseeland, leben die Ureinwohner dieser Länder, die der Natur so nah sind, dass sie nicht nur mit ihr, sondern auch von ihr leben. Ich beneide diese Menschen, sie schaffen es so mit den Pflanzen und Tieren zu leben, dass sie selbst gerade genug haben, um nicht zu verhungern oder zu verdursten. Was ich an diesen Menschen noch sehr schätze, ist, dass sie sich vor jeder Mahlzeit bedanken, überhaupt etwas Essbares gefunden zu haben.

In der modernen Welt hingegen geht man in ein Gasthaus und bestellt sich ein Schnitzel. Bei uns schert sich keiner darum, woher das Fleisch kommt, ob das Tier glücklich war oder was der Bauer dabei verdient hat. Keiner bedankt sich bei dem Tier, dass es für das Schnitzel sterben müssen hat. Doch in der Zeit, in der wir leben, sind nicht nur die Menschen schuld, die das Schnitzel essen, nein, die Industrie trägt die größte Schuld. In Massenzuchtbetrieben werden die Tiere zu eng gehalten und bekommen täglich Antibiotika, um bei der mangelnden Hygiene nicht krank zu werden. Doch das ist nicht das einzige Problem bezüglich der Industrie und der Großbetriebe. Wenn sie nicht so billig produzierten und anbieten, würden viel mehr Menschen ihr Essen beim regionalen Bauern kaufen. Doch wer gibt schon freiwillig mehr Geld für Fleisch aus, wenn er um die Hälfte das „gleiche“ Fleisch bekommt? Unsere Biologie-Lehrerin hat uns mal erklärt, wie wir uns die hohen Preise der Bio-Bauern erklären können. Sie hat gesagt: „Stellt euch vor, ihr kauft ein Küken. Jeden Tag kümmert ihr euch um das Küken. Ihr füttert es, ihr streichelt es und ihr macht den Käfig sauber. Irgendwann ist es eine prächtige Henne und es wird Zeit, sie zu schlachten. Dann bringt ihr sie auf den Markt und bietet sie an. Überlegt euch, wie viel Zeit sie euch geraubt hat, um sie zu füttern, um den Käfig zu säubern oder um sie zu rupfen und wie viele Kosten angefallen sind bezüglich des Futters, des Stalles oder der Anschaffung.“ Sie gab uns die Aufgabe, zu überlegen, ob wir unsere Henne auch um ein paar Euro verkaufen würden. Natürlich nicht, aber dadurch haben wir eine Vorstellung davon bekommen, wie schwierig es ist, sich als fairer Bauer zu behaupten.

Doch man sieht die Entfernung zur Natur nicht nur beim Essen. Wenn man sich die Kinder heutzutage anschaut, sieht man, dass fast jedes Volksschulkind schon ein Smartphone besitzt oder wie lange die Kinder vor dem Fernseher sitzen. Früher sind die Eltern mit den Kindern oft in den Wald gegangen, die Kinder haben die Natur kennengelernt und sie sich nicht nur im Fernsehen angesehen.

Mein größter Wunsch für die Zukunft ist, dass sich irgendwann eine Gruppe von Menschen finden wird, denen es gelingt, den „modernen“ Leuten zu zeigen, welchen Stellenwert Essen überhaupt hat. Jeder weiß, dass ein Einziger so ein großes, immer weiter wachsendes Problem nicht bewältigen kann. Jeder denkt sich, es mache sowieso keinen Sinn, sich für irgendetwas einzusetzen. Doch wenn jeder so denkt, wird nie jemand etwas unternehmen und die Erde wird zu Grunde gehen. Dagegen kann dann auch der mächtigste Politiker der Welt nichts unternehmen. Für jede Kleinigkeit würde sich die Natur bei einem bedanken. Wenn sich eine solche Gruppe findet und beginnt etwas zu unternehmen, könnte sie es auch schaffen. Doch so ein großes Projekt kann nur funktionieren, wenn alle an einem Strang ziehen.

Wahrscheinlich wird es irgendwann in der Menschheitsgeschichte eine Katastrophe geben, die den Menschen die Augen öffnen wird, und möglicherweise werden wir uns für das Wissen der Aborigines bedanken und wieder näher an die Natur heran= rücken. Doch solange immer weiter in die unberührte Natur vorgedrungen wird, der Mensch das mächtigste und beste Wesen dieses Universums sein will, der Regenwald abgeholt wird und fast jeder mit dem Auto fährt, werden wir uns von der Natur wohl immer weiter entfernen, was sehr schade ist. Wenn man sieht, was unsere Umwelt uns alles zu bieten hat, bräuchte man gar keine Vergnügungsparks oder spektakuläre Vorführungen.

## Nah und Fern!

Dominik überquerte ohne zu zögern die regennasse Straße. Es war kein Auto in Sicht, auch sonst war die Straße menschenleer. Nur eine ältere Dame saß mit einem knallpinken Regenschirm auf einer vermoderten Bank, die an der Bushaltestelle stand. Obwohl diese Bank schon fast gänzlich die Farbe verloren hatte, war es Dominiks Lieblingsbank. Wahrscheinlich gerade deshalb, weil er so die zahlreichen Astlöcher sah, die mit etwas Fantasie das Sternbild Orion ausmachten. Seine zwei weiteren Lieblinge der Gestirne am Himmel waren der Bär und sein Sternzeichen, der Krebs.

Dominik liebte Sterne und klare Nächte schon seit er denken konnte. Deshalb konnte er nicht verstehen, dass manche Mitschüler Angst in der Dunkelheit hatten.

Erst zu seinem letzten Geburtstag hatte er ein Teleskop bekommen. Doch schon wenige Tage später hatte sich vieles in seinem Leben verändert. Seine Mutter hatte endlich einen neuen Job bekommen, nachdem sie mehrere Monate arbeitslos war, und sie mussten umziehen. Dominik war ein Einzelkind und hatte als Dreijähriger seinen Vater wegen eines Hirntumors verloren. Auch er war im Sternzeichen ein Krebs, was Dominiks Interesse an den Sternen nochmal einen Kick gab.

Seit dem Tod des Vaters hatte seine Mutter keinen Freund gehabt, obwohl Dominik inzwischen über 15 Jahre alt war. Vor kurzem lebte er noch mit seiner Mutter am Land in einem alten Haus, das ihnen der Vater vererbt hatte. Jetzt wohnten die beiden mitten in der Stadt Graz in einer kleinen Altbauwohnung. Es war viel zu eng für ihn. Das Schlimmste jedoch war, dass sein Teleskop praktisch nutzlos geworden war, denn von beiden Wohnungsfenstern aus konnte er nicht höher als bis zum Dachvorsprung des gegenüberliegenden Hochhauses blicken. Die nächste freie Fläche zum Beobachten der Sterne war aber so weit entfernt, dort durfte er nach Einbruch der Dunkelheit nicht hingehen.

Sonst war die Lage der Wohnung aber gut, da er nicht mehr wie früher so lange in die Schule fuhr. Und so stand er heute eben neben seiner Lieblingsbank, während die ältere Dame den ganzen Platz einnahm. Orion konnte er auch nicht erkennen, da hatte die Frau ihre große Einkaufstasche hingestellt.

Es nieselte leicht und sein Missmut wurde immer grösser. Als er dann in den überfüllten Bus einstieg, bemerkte er in der letzten Reihe am Fensterplatz ein Mädchen. Sie war wohl etwas jünger als er, hatte eine rosa Weste an, die gut zu ihren blonden, Schulterlangen Haaren passte, und sie trug ein hellgraues Haarband, das die gleiche Farbe wie ihre Quarzohrringe hatte.

Da Dominik nicht sonderlich viel für Mädchen übrig hatte, sah er sie nicht genauer an, bis er in ihr Gesicht blickte. Ihre intensiv blauen Augen fielen extrem auf. Sie waren das Schönste, was Dominik in letzter Zeit gesehen hatte, denn sie erinnerten ihn an seine Sternenwelt, die er schon viel zu lange vermisste. Er wandte erst den Kopf ab, als sie seinen eindringlichen Blick bemerkte. Sie stieg wenig später aus und Dominik kehrte in seinen Alltagstrott zurück, mit dem Wunsch sie morgen wieder zu sehen.

Es vergingen erst ein, dann zwei Tage, doch sie tauchte nicht mehr auf. In den nächsten Wochen machte sich Dominik Busfahren zum neuen Hobby. Zu den unterschiedlichsten Zeiten fuhr er immer wieder die gleiche Strecke. Erfolglos.

Als er eines Tages wieder im Bus auf dem Platz in der letzten Reihe saß, fiel ihm beim Untersuchen des Sessels in einer kleinen Spalte ein kleiner grauer Stein auf. Nachdem er ihn mühsam herausbekommen hatte, merkte er, dass dies ein Quarzohrring des Mädchens war, den sie wahrscheinlich hier verloren hatte, kurz bevor sie ausgestiegen war.

Dominik packte den Ohrring in seinen Rucksack und nahm ihn erst heraus, nachdem er alle Hausaufgaben erledigt hatte. Er schaute ihn eine Zeit lang an, dann legte er den Ohrring unter sein Bett. Jeden Tag holte er ihn am Abend hervor und betrachtete ihn, bis eines Tages seine Mutter in sein Zimmer gestürmt kam und rief: „Ich habe ein Jobangebot bekommen, wir können wieder aufs Land ziehen!“

Dominik lächelte überrascht: „Ich habe gedacht, dir gefällt es hier?“

„Mir schon, aber ich sehe ja wie du die schönen Nächte im Freien vermisst.“

Das stimmte. So zog Dominik also wieder um, diesmal freute er sich jedoch, obwohl sein Schulweg wieder länger wurde. Sein Teleskop konnte er jetzt endlich benutzen und er stellte fest, dass es jetzt noch schöner war die Sterne zu beobachten, als er sich erhofft hatte. Den Quarzohrring fand er eines Tages nicht mehr unter seinem Kissen und der einzige Moment, in dem er an das Mädchen dachte, war, als er am Himmel einen besonders hellen Stern erblickte. Er traf das Mädchen mit den blauen Augen nie wieder.

„Mama!“ Das war das letzte Wort ihrer kleinen Tochter. Bevor man sie ihr weggenommen hatte. Einfach weg...

Sofi starnte die weiße Wand vor sich an. Die Wand war genau so weiß wie der Boden und der Bettbezug. Eine leere Farbe. So leer wie ihr Herz. Sofi hatte nämlich alle Gefühle aus ihrem Herzen verbannt. Sonst wäre sie vor Sorge verrückt geworden. Vor Sorge um ihre Tochter. Da schon wieder dieser Gedanke! Sofi runzelte ihre Stirn. So schwer kann das ja nicht sein, dachte sie sich. Einfach nur die Wand anschauen und an die weiße Farbe denken... Plötzlich hörte sie, wie sich ein Schlüssel im Schloss drehte. Die Tür ging auf und eine Frau mittleren Alters sagte, dass Sofi kommen solle. Gehorsam stand sie auf und folgte der Frau nach draußen in den Garten, der in der prallen Sonne lag. Dort sollten sie und die anderen Frauen sich irgendwie beschäftigen. „Sofi!“, rief eine alte Frau namens Karo in der Sprache der Nokkejas: „Komm her.“ Sofi setzte sich zu den Damen, die Karten spielten. „Nimm die Karten, spiel und beantworte mir diese Fragen: Was wirst du machen, wenn es so weit ist? Wirst du es einfach so hinnehmen oder was?“ Kurz war Sofi verwirrt, doch dann fiel ihr ein, was die alte Dame meinte. Sie zuckte mit den Schultern.

„Was soll ich denn schon machen?“

„Anfangen zu spielen“, murmelte eine andere Frau. Wieder fing Karo an zu reden: „Ich, wir alle hier an diesem Tisch haben beschlossen, dass wir der Welt endlich klarmachen, warum wir den weiten, schmerzvollen Weg gegangen sind! Warum wir unsere Liebsten sterben gesehen haben, unsere Kinder weggeben haben müssen, unsere geliebte Heimat verlassen haben!“ Sofi sah sie nur verständnislos an. „Ach Gott, Karo! Dass du immer so reden musst!“, meldete sich eine junge Frau. Sie wandte sich Sofi zu: „Wir wollen vor einer Live Kamera sterben. Und jede von uns wird einen Satz sagen. Und alle Sätze zusammen bilden eine Rede! Machst du mit?“ „Jetzt lass sie doch erst mal überlegen! Für sie ist es doch bestimmt noch schwer über ihren Tod nachzudenken. Sie ist doch noch so jung!“, sagte eine andere. Stimmt, sie war die jüngste am Tisch. Trotzdem spürte Sofi die neugierigen Blicke der Frauen auf sich.

„Am besten du sagst es uns morgen, ich will jetzt gewinnen!“, beschloss Karo für alle. Doch Sofi war nicht mehr nach spielen zumute, deswegen stand sie auf, legte sich ein Stück weiter weg ins Gras und fing an zu überlegen. Wenn das vor einer Live Kamera passieren soll, von wem bekommen wir dann die Kamera? Und wohin wird dieses Video dann gesendet? Und wann stellen wir die Rede zusammen? Und wer? Wer schaut sich das alles überhaupt an? Und was bringt das?

Sofis Gedanken führten zu immer neuen Fragen, seit sie wieder in ihrem Raum saß. Sie starnte wieder die weiße Wand an, nur diesmal konzentrierte sie sich nicht auf sie, sondern auf den Vorschlag der Kartenrunde. Sollte sie da mitmachen? Wenn ja, dann hieß es, dass sie ihre Tochter in Stich lassen müsste. Obwohl, sie würde sowieso.... Sofi konnte den Gedanken nicht zu Ende denken. Sie würde ihre kleine Tochter nicht alleine lassen! Niemals! Sie wird kämpfen um weiter zu leben, damit sie ihre Tochter retten konnte!

Sofi sprang auf und hämmerte mit den Händen gegen die Tür. All die Gefühle, die sie zurück gedrängt hatte, benebelten ihren Verstand. Sie fing an nach ihrer Tochter zu schreien, nach ihrer Heimat, nach ihrer Familie, nach Frieden und Ruhe. Sie schrie wegen allem, was man ihr genommen hatte. Auf einmal ging die Tür auf und Sofi stolperte direkt in die Arme eines Aufpassers. Er zog sie dicht an sich, damit sie nicht mehr schlagen konnte und drängte Sofi zurück in ihren Raum. Ihre Schreie wurden leiser, bis sie nur noch wimmerte. Der Aufpasser legte sie ins Bett und zurrte ein Band um ihre Füße und Hände. Er ging zu Tür, doch bevor er hinausging, drehte er sich noch einmal um und schaute ihr lange in die Augen. Sein Blick war traurig. „Leb wohl“, sagte er und verschwand. Sofi starnte erstaunt mit geweiteten Augen die weiße Tür an. Bis ihr irgendwann die Tränen die Wange runter rollten und sie einschlief.

Heute war der Himmel trostlos grau. „Ich kann nicht“, murmelte Sofi schüchtern. „Ich kann nicht, weil ich eine Tochter habe und ich sie wiedersehen will.“ Die Kartenrunde schaute sie enttäuscht an. Nur Karo lächelte und sagte: „Das ist der Weg, den du wählen wirst. Wir alle haben einen Weg gewählt, du gehst den der Hoffnung.“

Es war schon spät in der Nacht, als alle geweckt wurden. Der Aufpasser von Sofi hielt sie mit eisernem Griff fest und murmelte immer wieder: „Selbst schuld. Warum mussten sie denn auch zu uns kommen?“ Eine nach der anderen wurde in einen Raum geschubst. Nach jeder ertönte ein Knall.

„Wir wären nie zu euch gekommen, wenn wir gewusst hätten, was euer echtes Gesicht ist!“ Bumm. „Wir wären nie zu euch gekommen, wenn wir gewusst hätten, dass ihr uns unsere geliebten Freunde wegnehmt!“ Bumm. „Wir wären nie zu euch gekommen, wenn wir gewusst hätten, dass ihr nicht besser seid als Mörder!“ Bumm. „Wir wären nie zu euch gekommen, wenn wir gewusst hätten, dass ihr zu egoistisch seid, um uns zu helfen!“ Bumm. „Ich bin gekommen um zu leben!“ Bumm. Noch eine, dann war Sofi dran. Jetzt wurde ihr klar, dass sie nie eine Chance hatte zu überleben. Nie die Chance haben würde ihre kleine Tochter zu retten. Bumm. Die Tür ging auf und sie wurde hinein geschubst. Drei verummerte Gestalten mit Pistolen standen rund um sie. „Letzte Worte?“ Sie suchte die Kamera. Da. Sofi holte ein letztes Mal tief Luft und schrie: „Mein Herz ist entzwei gerissen, ein Teil ist hier, aber der größte ist in meiner Heimat. So nah und doch so fern!“ Bumm.

Schlamann Sophie  
Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium

Hallo. Mein Name ist Jana und ich bin 18 Jahre alt. Vor ein paar Jahren lebte ich noch mit meinen Eltern, Julia und Jonas Smith, in England. Meine Mutter arbeitet als Landschaftsarchitektin und mein Vater als Innenarchitekt.

Meine Mutter kommt ursprünglich aus Bayern in Deutschland, und mein Vater ist ein waschechter Engländer. Er hält jeden Nachmittag seine „tea-time“ ab und hat ein XXL-Poster der Queen über seinem Schreibtisch hängen.

Unser Leben war gut. Mama und Papa richteten zusammen Häuser und Gärten ein und ich erlebte ein paar unbeschwerete Jahre. Doch dann stritten meine Eltern immer öfter. Zuerst über ihre Arbeit und über Geld und so ein Zeugs, was Erwachsene nun einmal so interessiert. Ungefähr ein Jahr später ließen sie sich scheiden. Meine Mutter zog mit mir nach Deutschland, genauer gesagt nach Bayern. Mein Vater zog nach Kapstadt in Südafrika, da er dort angeblich bessere Jobangebote bekommen würde.

In Deutschland fühlte ich mich wie auf einem anderen Planeten. Meine Mutter arbeitete viel und war fast nicht zu Hause. Außerdem war sie nun viel gestresster und strenger als früher. Im Übrigen konnte ich nicht einmal die deutsche Sprache sprechen. Ich vermisste meinen Vater sehr und wollte ihn unbedingt wiedersehen. Also beschloss ich eines Tages, auszureißen. Spät nachts schlich ich mich aus dem 9-Stöckigen Apartmenthaus in München und lief zum Bahnhof. Ich hatte genug Geld dabei. Meine gesamten Ersparnisse der letzten Jahre. Als ich am Hauptbahnhof ankam, kaufte ich mir ein Zugticket nach London. Von dort aus würde ich am Flughafen nach Kapstadt fliegen. Als ich im Zug saß, schlief ich direkt ein.

Ein paar Stunden später rollte der Zug in der „Central Station“ ein. Ich lief mit meinem kleinen Rollkofferchen zum Ausgang, und sofort sprangen mir Unmengen der hübschen englischen Taxis ins Auge. Der Taxifahrer, der sehr nett war, brachte mich auf schnellstem Wege zum Londoner Flughafen, dem „London City Airport“. Dort angekommen, konnte ich mir, trotz meiner 16 Jahre, ohne Probleme ein Flugticket nach Kapstadt kaufen und saß bereits eine Stunde später im Flugzeug. Es war mittlerweile schon 12 Uhr Mittags, denn die Reise mit dem Zug hat viel Zeit in Anspruch genommen. 12 Stunden später, um Punkt 24 Uhr kam ich in Kapstadt an. Ich nahm mir noch ein Taxi zu der neuen Adresse meines Vaters, die er mir vorher geschickt hatte, damit ich ihn per Post erreichen konnte.

Aufgeregt stand ich vor Papas Haustür und klingelte. Ich kann das Gesicht einfach nicht beschreiben, das mein Vater gemacht hatte, als er mir im Schlafanzug die Tür öffnete. Im ersten Moment sah er noch verschlafen aus, im nächsten, als wolle er losschreien. „Jana, was machst du denn hier“, flüsterte er dann.

Nachdem ich ihm alles erklärt hatte, rief er meine Mutter an, und sie kam sofort mit dem Expressflieger. Ich bettelte und bettelte, doch meine Eltern blieben hart, und wollten sich nicht versöhnen. Schweren Herzens flog ich also wieder mit meiner Mutter nach München, konnte aber durchsetzen, dass ich jeweils die Sommerferien bei meinem Vater verbrachte.

Jetzt habe ich mir mit 18 Jahren meinen Wunsch erfüllt, und einen Studienplatz in London ergattert, meiner Heimatstadt.

Die Flughäfen von London, München und Kapstadt kenne ich nun wie meine Westentasche.

### Vergänglichkeit und Transzendenz der menschlichen Existenz

Ich liebte sie so sehr. Es tat mir weh sie da so zu sehen. Ihre langen Haare hingen ihr strähnig ins Gesicht. Ihre wunderbaren Augen wirkten so fahl und leer. Ebenso wie ihre Haut. Sie war im Mondlicht fast grau. Sie roch nach Zigaretten und Alkohol. Ihr schwarzer Pulli war mit Flecken übersät und hatte mehrere Löcher. Ich betrachtete sie schweigend. Musterte ihr Gesicht. Ihre blauen Augen, ihre Stupsnase, die vollen, trockenen Lippen, über die sie nach jedem Schluck mit ihrer Zunge fuhr.

Sie hatte ihre Augen halb geschlossen und nahm noch einen tiefen Schluck aus der Flasche in ihrer Hand. Von Nahem sah sie nicht mehr so strahlend schön aus. Eher müde. Müde und kaputt. Sie hatte ihr Strahlen verloren. Sie wirkte so unglaublich kaputt. Ihre Traurigkeit fraß sie auf. Trotz ihrer Traurigkeit war sie so unglaublich schön. Selbst betrunknen war sie irgendwie noch anmutig. „Weißt du“, sagte sie, „nicht einmal ich selbst weiß wer ich wirklich bin. Ich bin bei jedem anders, so wie er mich braucht. Oder sie. „Und ein Lächeln umspielte ihre Lippen, ein unglaublich trauriges Lächeln. „Ich bin eine leere Hülle, mehr nicht! Aber aus der Ferne mag ich hübsch wirken, doch je näher man kommt, umso hässlicher werde ich. Dann entdeckt man das Monster in mir.“ „Nein, so ist es nicht.“, sage ich zaghaft und ein spöttisches Lächeln umspielt ihre Lippen. „Liz, was weißt du schon von mir. Nichts. Genauso wenig verstehst du vom Leben.“. Warum sagte sie das ständig? Ich strich mir geistesabwesend meine Haare hinter mein Ohr. Wir beide schwiegen uns an. Das Schweigen wurde nur unterbrochen, wenn sie die Flasche zu ihrem Mund führte und einen großen Schluck nahm. Nach einiger Zeit fuhr sie fort: „Liz, Süße. Mein Leben ist nur ein Schein. Meine besten Freunde kenne ich nicht wirklich. Sie sind wie Fremde für mich. Am liebsten würde ich einfach ausbrechen. Ich möchte Dinge sehen, die sonst niemand sieht. Mein Leben ist von einem Gefühl der Sehnsucht durchdrungen. Der Sehnsucht frei zu sein. Einfach nur frei. Um mich selbst kennenzulernen. Wenigstens nur ein bisschen, damit ich weiß wie, oder wer ich wirklich bin. Ich würde es so gerne wissen.“. Sie schwieg. Schauten träumend in die Ferne. Sie wirkte ungemein erleichtert.

Ich weiß, dass sie poetisch ist und einen leichten Hang zur Dramatik besitzt. Trotzdem hatte ich Angst. Angst sie zu verlieren. Ich hoffte so sehr, dass die Worte, die aus ihrem Mund kamen, nur dem Alkohol zuzuschreiben waren.

## Fremde

Langsam näherte ich mich dem großem, grauen Gebäude und öffne die Knöpfe meines Mantels. Es ist Winter, ich brauche ein Foto für meinen Reisepass und gehe dafür ins Bürgerbüro, weil dort ein Fotoautomat steht. Hinter der Glastür sehe ich, dass es drinnen ziemlich voll ist. Alles unbekannte Menschen, die aus fremden Ländern kommen und ein Passfoto wollen. Ein anderes Aussehen, eine andere Sprache. Meistens alle mit einem Kopftuch auf dem Kopf, Männer in merkwürdigen Kleidern und Kleine Kinder in irgendwelche Stofftücher eingewickelt. Ich meine, bei uns wird man als Baby sofort in einen Kinderwagen gelegt und es werden dem Kind kleine Socken und Kleider angezogen, aber in anderen Ländern ist das ganz anders. Ist doch merkwürdig, oder nicht?

Es sind sehr viele Menschen und alle mir so fremd und fern, sodass mir ein kleiner Schauer über den Rücken läuft, als ich die Türklinke der großen Glastür runterdrücke. Ich habe auf einmal das Gefühl, als würden mich alle Menschen, die hier stehen, anstarren. Matt lächele ich allen zu und gebe ein leises 'Guten Tag' von mir, doch bekomme keine Antwort. Wahrscheinlich ist hier niemand daran gewohnt. Ich stelle mich in die Schlange und warte bis ich dran bin. Und ich habe noch genügend Zeit, um mir hier alle genau anzusehen. Genau was ich erwartet habe. Vor mir steht eine Familie, vielleicht aus einem Land im Osten. Der Mann, wahrscheinlich Vater, trägt ein weißes Gewand. Ein dunkelgraues Kopftuch bedeckt den Kopf der Frau, die etwas weißes auf dem Arm hält. Immer wenn sich unsere Blicke kreuzen, schaue ich schnell wieder weg, was eine angespannte und kühle Atmosphäre schafft. Schweigend trete ich ein Schritt zurück, als sie anfangen, unter sich auf einer Sprache zu sprechen, die mir unbekannt erscheint. Ich beiße mir auf die Lippe und versuche, so unauffällig wie möglich zu bleiben. Hinter mir steht niemand, ich bin die letzte, was mich ein wenig erleichtert. Jetzt ist die Familie vor mir dran. Wie ich erkennen kann, beherrschen sie die Deutsche Sprache nicht gut, aber sie bemühen sich, dem Fotograf mit Zeichen etwas klar zu machen. Während sie verzweifelt versuchten etwas zu sagen, sehe ich mir das kleine weiße 'etwas' auf dem Arm der Frau an. Es ist ein Tuch, aber daraus höre ich Geräusche. Unauffällig stelle ich mich auf die Zehenspitzen, jetzt sehe ich es. Ein kleines Kind, ich schätze auf neun Monate, liegt eingewickelt in ein weißes Tuch, so wie ich es vorher beschrieben habe. Es hat eine leicht braune Haut und dunkelbraune Locken. Der kleine Mund dieses Wesens ist leicht zu einem kleinem Lächeln geöffnet, sodass zwei kleine Zähne zu sehen sind. Oh ja, diese Zähnchen kenne ich nur zu gut! Vor ein paar Tagen hat mich die kleine Schwester meiner Freundin mit genau solchen harmlos aussehenden Zähnen gebissen. Diese winzigen, neugierigen Augen sehen mich so lebensfreudig an, dass ich nicht anders kann als als Antwort zu grinsen. Ich verdecke mit beiden Händen mein Gesicht und öffne sie wieder. Wenn ich genauer hinsehe, sehe ich eine kleine Decke, welche von den kleinen Händen festgehalten wird. Das Wesen fängt an, einem Lachen ähnliche Geräusche von sich zugeben und ich erkenne, dass es ihm Spaß macht, mit mir zu spielen. Die Mutter lächelt ihr Kind jetzt auch an, blickt abwechselnd zwischen mir und ihrem lachendem Kind. Jetzt herrscht zwischen uns eine warme, angenehme und beruhigende Atmosphäre. Die Eltern scheinen mir plötzlich keineswegs mehr fremd oder unsympathisch. Und aus dem Augenwinkel sehe ich, dass auch der Vater lächelt. In dem Moment merke ich, dass wir uns so nahe sind, dass ich gar nicht mehr darauf achte, wie sie gekleidet sind, oder welche Sprache sie sprechen. Ich sehe vor mir eine ganz normale Familie mit einem kleinem Kind. Und wir brauchen keine Sprache um uns verständigen zu können.

Als ich später nach Hause gehe, schaue ich mir alle Menschen nochmal an. Natürlich werden mir jetzt nicht alle, vor denen ich mir früher fern gehalten habe, nahe sein, aber immerhin weiß ich jetzt, dass ich, bevor ich über jemanden urteile, auf jeden Fall als erstes in seine Augen sehen muss.

Schulze Jette  
Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium

Mein Körper so leer. Meine Seele existiert nicht mehr. Ich existiere nicht mehr. Mein Herz, wie es schmerzt. Gefangen bin ich in der Schlucht der Verzweiflung. Du, du allein kannst mir helfen, doch du tust es nicht. Du liegst da und sagst kein Sterbenswort und ich, ich sitze an deinem Bett, halte deine Hand und habe Angst, dass du mich verlässt. Einfach wegschwebt deine Seele und ich kann dir nicht mehr meine letzten Wort sagen. „Ich liebe dich“. Wie an jenem Tag als wir uns das „Ja“ für immer und ewig gaben. Ich sah in deine Augen und sah darin Tausende von Sternen leuchten, wie unsere Zukunft aussehen würde und das ich mein ganzes Leben mit dir verbringen möchte. Voller Träume, Wünsche und Hoffnungen. Doch warum hatten wir nur so einen kurzen Ausschnitt von dem was wir uns vornahmen? Diese Zeit war die schönste Zeit meines Lebens. Wenn ich mich daran erinnere, was wir alles zusammen erlebt haben, wie viel Spaß wir zusammen hatten, wieviel wir zusammen gelacht haben, werde ich ganz wehmüdig. Doch nun soll diese Zeit vorbei sein? Nein. Das glaube ich nicht. Diese Zeit ist noch lange nicht vorbei, denn ich glaube fest an ein Wunder. Ich kann ohne dich einfach nicht leben und ich will es auch nicht. Du liegst direkt neben mir, doch deine Seele ist schon längst nicht mehr da. So schwer es mir auch fällt dich zu sehen, wie du dort liegst so ganz unbeholfen und nichts kann dir helfen, ich bleibe immer an deiner Seite und lasse dich nicht hier allein. Ich lese dir vor, obwohl ich nicht weiß, ob du mich hören kannst. Ich bringe dir Blumen, obwohl ich nicht weiß, ob du sie riechen kannst. Ich erzähle dir von früher, von den Dingen, die wir zusammen erlebt haben, obwohl ich nicht weiß, ob du dich daran erinnern kannst. Ich weiß nicht, ob es was bringt, doch ich tue es aus Hoffnung, dass es dir hilft, wieder gesund zu werden. Jede Minute habe ich Angst, dass es schlimmer wird, oder du es nicht schaffst aus dieser furchtbaren Geschichte herauszukommen. Doch ich habe Hoffnung in jedem Tag, in jeder Stunde, in jeder Minute, selbst in jeder Sekunde die wächst, dass es dir bald wieder besser geht. Ich stelle mir in jeder Zeit vor, dass du jeden Augenblick deine strahlenden Augen aufmachst und mich aus deinem wunderschönen Gesicht anguckst und ich dir sagen kann, dass ich dich über alles liebe. In jener Nacht, als dies Schlimme passierte, war ich nicht da und habe dich beschützt. Alles würde ich dafür geben, um dies rückgängig zu machen. Doch ich kann es nicht. So oft frage ich mich, warum saß ich nicht an dem Steuer und läge an deiner Stelle in dem Bett. Doch dann würdest du mit deinem großen Herzen, das für die ganze Menschheit reichen würde, sagen, dass es so passiert ist und ich nichts dagegen machen kann. Und doch zerreißt es mir das Herz. Ich glaube fest daran, dass du es schaffst, dich aus deinem Schlaf zu befreien, obwohl es fast unmöglich erscheint, doch es ist nur fast unmöglich und solange dein großes Herz noch schlägt, werde ich auch an den letzten Hoffnungsschimmer glauben und fest auf das fast Unmögliche hoffen. Ich werde immer an deiner Seite stehen, auch wenn du mich verlässt. Ich werde dich besuchen für immer und ewig und ich werde allen von deiner Schönheit und liebensvollen Art erzählen. Ich habe angefangen zu schreiben. Über die tolle Zeit, die wir zusammen verbracht haben und ich werde immer weiter schreiben und alles fest halten, was passieren wird. Denn wenn wir uns dann wiedersehen, ich dir von der Zeit, nachdem du von mir gegangen bist, vorlesen kann, als wärst du nicht weg gewesen. Bevor du gehst, möchte ich dir aber noch sagen, dass ich dich bis in alle Ewigkeit liebe und dich nie vergessen werde.

Ich wache auf und realisiere mit großer Freude, dass ich keine Minute länger auf den aufregendsten Tag im Jahr, den 24. Dezember, warten muss. Ich laufe in das Zimmer meiner Schwester, um auf ihr Bett zu hüpfen und sie zu wecken. Doch das große Bett mit der weißen Bettwäsche ist leer. Also laufe ich hinunter in die Küche und freue mich auf das gemeinsame Frühstück mit ihr. Doch meine Mutter bringt mich schnell auf den Boden der Realität zurück. Meine Schwester ist in einem fernen Land, 7.800 Kilometer von zu Hause entfernt. Nach dem Frühstück schmücken meine Mutter und ich den Christbaum mit all den schönen Dekorationen. Es ist aber anders, wenn die Person, mit der dies am meisten Spaß macht, so fern ist. Ich entdecke unsere gemeinsame Lieblingskugel. Sie ist rot und hat die Initialen unserer Namen in goldener Schrift verewigt. Plötzlich kommt es mir vor, als wäre sie mir so nah wie noch nie.

Am Nachmittag will ich mit meinen Eltern etwas spielen, doch Mama geht einkaufen und Papa holt meine Oma aus dem Pflegeheim. Die Jahre zuvor bauten meine Schwester und ich am Nachmittag des 24. Dezembers immer ein Puzzle und waren mit Begeisterung dabei. Stattdessen liege ich nun alleine auf dem Bett in meinem Zimmer und starre die Wand mit den zahlreichen Fotos an. Als ich an dem Bild von meiner Schwester und mir, als wir noch klein waren, vorbeischweife, fühle ich mich, als würde sie neben mir liegen. In dieser Sekunde fühle ich mich ihr wieder ganz nah.

Als ich meine Großmutter höre, laufe ich in großer Erwartung ins Wohnzimmer hinunter und umarme sie zur Begrüßung. Ich will auch gleich meine Schwester holen, doch wieder habe ich vergessen, dass sie in einem fernen Land ist und nicht hier.

Bei der Bescherung will ich mich schon streiten, wer Mama und Papa die Geschenke reicht, doch dieses Jahr gibt es keine Streiterei. Ich merke, dass das Auspacken der Geschenke ohne sie nur halb so viel Spaß macht. Beim Schokofondue muss ich nicht um das letzte Stück Banane kämpfen, denn meine Schwester und ich sind die einzigen in der Familie, die die in Schokolade getauchten Früchte lieben. Bei dieser Erkenntnis fehlt sie mir besonders.

Nach dem Essen stellen wir eine Verbindung über Skype zu ihr her. Wir singen gemeinsam das schönste Weihnachtslied „Stille Nacht“. Ich denke mir die ganze Zeit, sie sitzt neben mir und ich bin ziemlich verwirrt. Ich frage mich, ob sie traurig ist, da sie an diesem besinnlichen Tag so fern von ihrer Familie ist. Ich sehe, wie ihr eine Träne über die Wange rollt und muss mich selbst zurückhalten, nicht in Tränen auszubrechen. Mit dem Zuklappen des Laptops ist die Videokonferenz zu Ende.

Anstelle meiner Schwester motiviere ich dieses Jahr meine Eltern die Christmette zu besuchen. Während der Messe flüstere ich meiner Mama etwas sehr Lustiges ins Ohr. Sie sieht mich streng an und gibt mir ein Zeichen, dass ich aufpassen soll. Ich muss sofort an meine Schwester denken, die es bei diesem Gedanken bestimmt nicht geschafft hätte, das Lachen zurückzuhalten. Ach, wie gerne hätte ich sie jetzt nah bei mir.

Und vor dem Schlafengehen schweifen meine Gedanken noch einmal fast um die halbe Welt. Ich fühle mich glücklich bei den Gedanken an meine Schwester und stelle fest, dass, wenn man genug schöne gemeinsame Erinnerungen hat, ein geliebter Mensch in weiter Ferne einem doch sehr nahe sein kann.

*„Das älteste und stärkste Gefühl ist Angst, die älteste und stärkste Form der Angst, ist die Angst vor dem Unbekannten.“*

-H.P Lovecraft

Paula mochte keine Flüchtlinge. Sie fürchtete sich regelrecht vor ihnen. Jeden Tag las und sah sie Berichte über Flüchtlinge, die Straftaten begingen. Ihre Eltern und Freunde hatten darüber gesprochen, dass Flüchtlinge aus einer anderen Kultur kommen, eine in der Frauen nichts wert sind.

Sie waren Schmarotzer, nahmen Sozialhilfe in Anspruch und stahlen Leuten ihre Jobs.

Leuten wie ihrem Vater.

Vor fünf Monaten hatte er seinen Job verloren, seitdem saß er zuhause und schimpfte. Er schimpfte über die Flüchtlinge. Darüber, dass schon für Österreicher kaum etwas da war.

Sie sollten dorthin zurückkehren, wo sie herkamen.

„Daschossn kern se!“

Solche Sätze fielen manchmal, wenn er schon ein paar Bier intus hatte. Darum stritt sich Paula auch öfters mit ihm. Meistens handelte es sich um Kleinigkeiten.

Ihre Mutter sah das Mädchen in letzter Zeit nicht oft, jetzt da der Vater nicht mehr arbeitete. Das Arbeitslosengeld, welches er bekam, reichte nicht aus, deshalb arbeitete sie mehr. Oft kam sie erst spät und übermüdet nachhause.

Während Paula gerade an einem Tisch saß und sich mit ein paar anderen Mädchen unterhielt, kam das Gespräch auf das Thema Flüchtlinge. Diese hätten jetzt ihre eigene Klasse bekommen. Die Anderen sprachen kurz darüber, um dann das Thema zu wechseln.

Paula hörte nicht mehr zu, sie ließ ihre Gedanken schweifen, über die Flüchtlinge und darüber, wie unfair es war, dass sie eine eigene Klasse bekommen hatten. In ihrer hatten sie nicht einmal Geographiebücher, sondern bekamen ständig nur Kopien von der Lehrerin ausgeteilt.

„Kommst du?“ Die Stimme einer ihrer Freundinnen drang zu ihr durch. „Ähm, Nein“, sie blieb sitzen und sah Sie an. „Hab die nächste Stunde frei. Ich werde ein paar Hausaufgaben machen.“

Nachdem alle wieder in den Klassen waren und sie angefangen hatte, ihre Hausaufgaben zumachen, kam eine kleine Gruppe Flüchtlinge an ihr vorbei. Sie setzten sich auf die Bank hinter dem Tisch. Sie unterhielten sich in einer anderen Sprache und lachten. Eigentlich hatte Paula nichts gegen Ausländer, aber mit den Flüchtlingen war das etwas Anderes.

Außer Ihnen und ihr war niemand in der Aula.

Ihren Blick starr auf ihr Arbeitsblatt gerichtet, versuchte sie sich nichts anmerken zu lassen.

Unfähig sich zu konzentrieren fuhr sie nervös mit dem Stift übers Blatt, mit einem Ohr hörte sie ihnen beim Sprechen zu. War sie Thema dieser Unterhaltung?

Hastig stand sie auf schloss sie ihre Mappe und sammelte die Blätter zusammen. Sie stopfte alles in ihre Tasche und verließ den Tisch. Noch während sie den Gang entlangging, die Tasche schlampig an einer Schulter hängend, hörte sie Schritte hinter sich.

Sie erstarre und horchte auf.

Sprachen sie noch?

Nein, sie hatten aufgehört.

Die Schritte hinter ihr wurden lauter. Ihre Hände wurden kälter und ihre Knie ein bisschen weich.

Etwas legte sich auf ihre Schulter. Ihr Herz setzte einen Schlag aus. Sie drehte sich um und blickte erschrocken in ein Paar dunkelbraune Augen, die sie zurückhaltend und fragend musterten.

Einer der Flüchtlinge stand vor ihr. Mit ausgestreckter Hand hielt er ihr ihr Federmäppchen entgegen.

Paulas Blick wanderte ein paar Mal zwischen dem Federmäppchen und seinem Gesicht hin und her.

„Du hast diese vergessen“, er streckte es ihr noch ein Stück weiter entgegen. Man konnte den Akzent klar heraus hören, aber es minderte ihre Überraschung darüber, dass er Deutsch sprach nicht.

Ihre Wangen erröteten. Unwillkürlich zogen sich ihre Mundwinkel zu einem etwas wackeligen Lächeln nach oben.

„Danke.“



## **Kategorie III**

In dieser Kategorie werden die Schülerinnen und Schüler der 10. bis 12. Schulstufe  
(16-18 Jährige) bewertet.

Juroren:

Amtsführender Präs. Rudolf Altersberger • Univ.-Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> Anke Bosse •  
Uschi Loigge • Mag.<sup>a</sup> Dr.<sup>in</sup> Angelika Trattnig • Mag. Matthias Kapeller •  
Johannes Zimmer • Heiner Zaucher

# Bewertungsübersicht der Kategorie III

Name	Schule	Klasse
1. Platz Ronach Jasmin	HAK Villach	4DK
2. Platz Michl Maren	Peraugymnasium Villach	6d
3. Platz Piskernig Lena	Ingeborg Bachmann Gymnasium	7b

Folgende Texte kamen in die engere Auswahl

Dahaba Joline	Priv. Gymnasium/ORG der Ursulinen	
Derler Elisabeth	Priv. Gymnasium/ORG der Ursulinen	6e
Forobosko Jan	HLW St. Veit	4BHW
Freudenthaler Miriam	Priv. Gymnasium/ORG der Ursulinen	7e
Isak Selina	BG/BRG Viktring	7b
Klaus Elisabeth	Europagymnasium	6c
Kristler Laura	BG/BRG Viktring	7b
Lach Elena	Waldorfschule Klagenfurt	11. Klasse
Lutzmayr Sophie	HIB Liebenau	6B
Riediger Christina	Priv. Gymnasium/ORG der Ursulinen	7c
Ruhdorfer Anna Maria	BG Tanzenberg	6b
Salzmann Johanna	BG/BRG Viktring	6.Klasse
Samonig Magdalena	BG/BRG Viktring	7b
Staber Julia	BG/BRG Viktring	7b
Strasser Alexander	HLW St. Veit	4BHW
Untersteiner Celine	HLW St. Veit	5BHW
Zechner Marlene	Europagymnasium	7b

1. Platz  
Ronach Jasmin  
HAK Villach

Der stechende Geruch von Desinfektionsmittel konnte den der Verwesung bei-nahe übertünchen. Flackernde Neonlichtröhren tauchten die Szenerie in ein un-natürliches Licht. Vorbei an Opfern chemischer Selbstverstümmelung oder des natürlichen Verfalls begab ich mich schnellen Schrittes zu Zimmer Nummer 113.

Im Inneren wand sich eine Gestalt im Dunkeln. Es sah beinahe ungeschickt aus, wie sie da hockte, halb sitzend und halb liegend, wie ein zusammengeknickter Kartoffelsack, sich von der Umgebung wie ein Fremdkörper abhebend. Die ge-trockneten Tränen der Verzweiflung stachen von der alabasterfarbenen, vom Alter gekennzeichneten Haut ab wie eine Neontafel in völliger Dunkelheit, ein Tropfen Schokolade am weißen Kleid, ein Hochhaus in grüner Wiese.

Mir blickte ein Paar Augen in vollkommener Emotionslosigkeit entgegen, ein starrer Blick der nichts als eisige Kälte zu vermitteln mochte, schien sich wie ein Messer in meine Brust zu bohren. Das Messer wand sich, drohte mir das Herz zu zerreißen - hatte mich so tief getroffen, dass es mir den Atem raubte. In einer fast mechanischen Bewegung wandte sie sich gen Fenster und schwieg. Es war die Art von Schweigen, die einem den kalten Schweiß in den Nacken trieb und erschaudern ließ. Ich erschrak, als sie mit einer kehligen, unnatürlichen Stimme begann, Worte, erste Satzketten zu stammeln.

„Weißt du, jeden Tag bin ich hier, inmitten derselben vier Wände, kalt und fremd aber gleichzeitig vertraut. Und immer wieder frage ich mich aufs Neue: Was ist es, das diese Welt antreibt? Ich spreche nicht von der wissenschaftlichen Definition, die Drehung des Planeten Erde um seine eigene Achse. Wir sind nur zwei von sieben Milliarden kleiner Punkte, geprägt von unseren Umständen und nicht erschaffen in Einzigartigkeit, jeder von uns gefangen im Wirbelsturm seiner eigenen Gedanken, sich wie die Erde rast- und ziellos im Kreis drehend, unwillkürlich, was das hier alles bringen soll. Du wirst in deinem Leben nicht immer glücklich sein und so manche enttäuschen, doch lass nicht zu, dass du eines Tages hier liegst wie ich, mit zerbrochenen Träumen, die Scherben davon tief in mein Herz schneidend, es zerfleischend und das Blut herunterrinnend, mir das Leben nehmend, dass mir bereits wie Sand durch die Finger geronnen ist. Wir flüstern unsere letzten Worte der Reue, in einem dahingehusteten Atemzug, können uns kaum noch bei den kalten, rutschigen Händen des Lebens festhalten, die sich in Klauen zu verwandeln drohen, die uns in die Tiefe, die nichtsa-gende Dunkelheit des Todes ziehen. Wir sitzen in der Falle und wissen uns nicht zu helfen, wir denken: Hätte ich doch den Mut gehabt, mein eigenes Leben zu leben, nicht das, was man von mir erwartet hat!“, während wir in die wohlige Wärme der ewigen Finsternis abgleiten, hoffend, dass es uns da besser gehen wird; unwissend, dass unsere Karten längst verspielt, der letzte Zug gemacht und jeder Einsatz gesetzt ist. Habe den Mut, dein eigenes Verständnis einer erfüllten Existenz zu leben. Die anderen sollen diejenigen sein, die an ihrem Leben bensende hier liegen und diese Gedanken führen wie ich, sich ärgern nicht die-sen Mut gehabt zu haben.

Du brauchst nicht den Kopf zu schütteln, mein Kind. Ich weiß, dass deine Koffer gepackt sind. Du bist gekommen, um zu sehen, wie das Letzte, das dich an die-sen Ort zurückgehalten hat, ihn verlässt. Tu auch du das, Kind. Ich weiß, dass es das ist, was du willst. Wir haben viele Fehler begangen, wiederhole sie nicht. Wir haben viele Pläne gemacht, wollten Autor werden, weißt du noch? Aber knapp daneben ist eben auch vorbei. Ich erinnere mich noch genau an die Vision der schillernden Karriere; die Zukunft würde mir gehören, habe ich damals in die Nacht geschrien. Doch nichts davon ist Realität geworden. Ich selbst war mein größter Feind. Aber du musst aufstehen, lass dich nicht abschrecken von der erstickenden Größe deiner Träume. Lass dir von niemandem sagen, sie wären zu groß, denn niemand ist in deinen Schuhen und weiß, wie weit du springen kannst. Reiß sie nieder, die Fallstricke deiner Träume, die dich nach ersten Misserfolgen aufgefangen haben. Sie sind nämlich kein Auffangnetz - sie wollen dich erwürgen. Deine eigenen Gedanken haben deiner Freiheit nun eine Schlinge umgelegt, doch noch ist sie nicht zugezogen. Nimm sie, leg sie ab, und zieh! Zieh daran, bis du deinem inneren Schweinehund am Ende der Leine gegenüberstehst. Deine Situation ist wie ein Spinnenetz, in dem du festklebst, dich aus deiner Bequemlichkeit nicht heraus kämpfen möchtest, und das Raubtier deiner eigenen Gedanken wird dich darin festhalten. Nur du selbst wirst es sein, der sich nicht für gut genug hält. Kennst du ihn nicht, diesen Moment, in dem du dich fragst, ob es das ist, was du wirklich willst? In dem

es scheint, als stünde die Zeit für dich still, und nur um dich herum würde sie weiterlaufen? Du denkst gerade darüber nach, Kind, ich kann es an deinem Gesichtsausdruck erkennen. Du nimmst dir vor, morgen wird alles anders. Doch dann stehst du auf, nein, du stehst nicht auf. Du lässt dich von deinen Träumen lähmen, denn du glaubst, es wäre noch nicht an der Zeit, und doch realisierst du nicht, dass diese Zeit nie kommen wird. Denn wenn du das denkst, hast du sie schon längst verpasst. Der Zug ist abgefahren, in der Sanduhr das letzte Korn gefallen und das Glas ist nicht mehr halbvoll, sondern für dich nur noch halbleer. Dein Glück ist so nah, doch du siehst es so an, als wäre es ganz fern, als wäre es in einem anderen Leben und für dich unerreichbar. Du musst lernen, dass nichts perfekt ist, und wenn du es nicht wagst, wirst du es ewig bereuen.

In meiner Glückstrunkenheit dachte ich, alles würde sich fügen, doch es gibt keinen Geldregen, keinen Prinzen auf dem weißen Pferd und schon gar kein Schicksal. Ich bemerkte die Hölle unter mir, als es zu spät war; die Fallstricke haben sich in Würgeschlangen verwandelt und die Raubspinne, in deren Netz ich hing, kaut mich durch und spuckte mich aus wie das Leben selbst es tat – ließ mich zurück als Schatten meiner selbst, alle Chancen waren verbraucht.

Du weißt, dass es dir auch so ergehen wird, wenn du nicht sofort handelst. Du und ich sind nämlich gleich, wir sind dieselbe Person. Ich bin deine Vernunft und ich warne dich, breche aus, aus dem Gefängnis, dass du dir selbst geschaffen hast. Flieh und komm nie wieder zurück. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich bin du. Du könntest ich sein in vielen Jahren, und jetzt wach auf aus diesem Traum und lauf!“

2. Platz  
Michl Maren  
Peraugymnasium Villach

### Hinter dem Fenster

Das leise Trommeln von Regen weckt mich. Plitsch-Platsch klopfen die Tropfen an mein Fenster. Langsam drehe ich mich um. Ich müsste nur meine Füße aus dem Bett schwingen, drei kleine Schritte und schon könnte ich meine Hände auf das kühle Glas legen, könnte mit den Fingern die Bahnen nachfahren, die die Regentropfen ziehen. Früher hätte ich das gemacht. Früher hätte ich das Fenster geöffnet und mit der Hand die Tropfen gefangen, um sie zwischen den Fingern hindurchrinnen zu lassen. Plitsch-Platsch. Ich drehe mich weg.

Am nächsten Morgen scheint die Sonne und vom Regen sind nur ein paar Pfützen geblieben. Die ersten Kinder hüpfen mit ihren kunterbunten Gummistiefeln über den Gehweg, lachen und kreischen vor Vergnügen, wenn sie von Wasserspritzern getroffen werden. Kurz huscht ein Lächeln über mein Gesicht, nur eine vage Erinnerung an früher, ein kleiner Sonnenstrahl in meinem tristen Alltag. Ich will an das Fenster klopfen, hinunterrufen, dass sie auf mich warten sollen, und dann blitzschnell nach unten rennen und quietschgelbe Gummistiefel mit bonbonrosa Punkten anziehen. Aber ich tue es nicht. Früher, ja früher hätte ich es gemacht, keine zehn Pferde hätten mich davon abhalten können. Aber dieses Früher liegt in der Vergangenheit, also bleibt mir nichts anderes übrig, als den spielenden Kindern wehmütig hinterherzusehen.

In wenigen Monaten wird der erste Schnee fallen. Immer wenn der erste Schnee fällt, renne ich hinaus, versuche die kleinen Schneeflocken zu fangen und schaue ihnen zu, wie sie langsam immer kleiner werden und schmelzen. Ich baue Schneemänner und gebe ihnen Namen, die so lang und kompliziert sind, dass nur ich sie aussprechen kann. Nein, ich bin hinausgerannt, ich habe Schneemänner gebaut.

Vergangenheitsform. Dieses Jahr werde ich vor dem Fenster sitzen, wenn der erste Schnee fällt. Ich werde beobachten, wie die Flocken nacheinander zu Boden fallen, ohne von mir gefangen zu werden, ohne von mir zu Schneemännern geformt zu werden und ohne verrückte Namen zu bekommen. Denn es gibt zwei Welten. Die Welt, die ich von früher kenne, die ich durch das Fenster sehen kann, die Welt, in der springende, laufende glückliche Menschen leben. Und die Welt, in der ich jetzt lebe. Ein kleines Zimmer mit einem einzigen Fenster, das mich verhöhnt, indem es mir diese springenden, laufenden, glücklichen Menschen zeigt. Aber das grausame Fenster zeigt mir noch viel mehr, es zeigt mir den Baum, auf den ich nie wieder klettern werde, die Rutsche, die ich nie wieder hinunterrutschen werde, und die Pfützen, in die ich nie wieder springen werde. Egal wie nah ich meine Stirn an dieses Fenster lehne, egal wie oft ich im Garten sitze und die Grashalme zähle, ich gehöre nicht mehr zu dieser Welt. Ich bin ein Fremdkörper, der von Nachbarn mitleidig begrüßt und ansonsten gemieden wird, denn obwohl ich diese Menschen jeden Tag durch mein Fenster sehe, bin ich ihnen ferner als das andere Ende der Welt.

Gegen Nachmittag verdunkelt sich dann der Himmel und wird so schwarz wie meine Gedanken. Ich habe keine Angst vor Gewittern, die hellen Blitze faszinieren mich, und wenn der starke Wind mich fast umwirft, fühle ich mich stark, weil ich ihm standhalte, stärker noch als der Sturm. Aber ich bin nicht mehr stark. Ich kann nicht mehr hinausrennen und lauter schreien als der Donner. Ich kann nicht einmal das Fenster öffnen, damit der Wind durch meine Haare streift. Der erste Blitz zerfetzt den Himmel. Ein verbitterter Zug huscht über mein Gesicht, denn ich will dieser Kraft trotzen, ich will dieses verfluchte Fenster öffnen. Zornig schaue ich zum Fenstergriff. Das war auch mal meine Welt da draußen und nur dieses sadistische Fenster trennt mich von ihr. Ich bewege mich auf das Fenster zu, immer weiter, bis der Griff sich knapp über meinem Kopf befindet. Wenn ich den Arm hoch hebe, die Hand weit ausstrecke, dann kann ich ihn berühren, aber nicht bewegen. Verbissen knacke ich mit den Fingern. Ich werde das Früher zurückholen. Entschlossen lege ich die Arme auf das Fensterbrett und ziehe mich hoch. Sofort schlittern meine Ellbogen über das kühle Gestein des Fenstersimses hinweg und schlagen gegen die Wand, aber noch kann ich mich halten. Ganz langsam stemme ich mich Zentimeter für Zentimeter in die Höhe. Immer weiter, bevor ich eine Hand vom Fensterbrett löse und in Richtung Griff austrecke. Mit einem Finger ertaste ich bereits das kalte Metall des Fenstergriffes, der erste Donner grollt unheil verkündend, und ich rutsche ab. Mit zitternden Muskeln schlage ich durch die Luft, um mich an irgendetwas festzuhalten, mein Handrücken stößt gegen den Fenstergriff, und ich klammere mich wie ein Ertrinkender daran, als ich ihn zu fassen bekomme. Ein triumphierendes Lächeln, schnell drehe ich den Griff herum, reiße das Fenster auf, sauge das Gewitter in alle Fasern meines Körpers ... und verliere den Halt.

Ein kühler Luftzug weht über mich, während ich wie ein zerschmetterter Käfer am Boden liege. Mühsam stütze ich mich auf meine Hände, bis ich fast sitze. Der Sturm zerrt an meinen Haaren, wie ich es mir gewünscht habe, aber die erste Träne rollt bereits über meine Wange, als ich den Knopf an dem Armband, das ich seit dem Unfall vor einem Jahr immer tragen muss, drücke. Der Unfall, der mich zu einem anderen Menschen gemacht hat. Einem sehr einsamen und zurückgezogenen Menschen. Ich sehe auf meine Füße, versuche mit den Zehen zu wackeln. Nichts. Draußen blitzt es wieder. Plitsch-Platsch tropft eine Träne nach der anderen auf mein Bein, ich spüre nicht, wie es nass wird, oder wie die Träne zu Boden rinnt. Ich spüre auch nicht, wie ich wieder in den Rollstuhl gehoben werde, aber ich spüre die Tränen, die über mein Gesicht fließen. Plitsch-Platsch tropfen die Tränen, während draußen in der Welt der Sturm wütet.

3. Platz  
Piskernik Lena  
Ingeborg Bachmann Gymnasium

„Nächster Halt – Next stop ...“

Mit einem schrillen Quietschen kommt die U-Bahn zum Stillstand. Türen öffnen sich, Menschen steigen ein, Leute steigen aus. Ein Ruck durchfährt den Waggon, als er sich wieder in Bewegung setzt.

Mit teilnahmslosen Gesichtern blicken die Passagiere vor sich hin. Lauschen dem Rauschen der Bahn, die sich ihren Weg durch den Tunnel sucht. Eine schwarze Wand zieht draußen an der Fensterscheibe vorbei. Erinnerungen keimen auf. Verbllassen. Dieser Moment ist bereits Vergangenheit. Er existiert nur mehr in Form einer Erinnerung, die bald verlöschen wird. Das führt zu dem Schluss, dass der vorhergehende Gedanke im Grunde absolut keine Relevanz besaß.

*Denken:*

Unter Denken werden alle Vorgänge zusammengefasst, die aus einer inneren Beschäftigung hervorgehen. Es wird versucht, aus Vorstellungen, Erinnerungen und Begriffen eine Erkenntnis zu formen.

So erklärt die freie Enzyklopädie einen nicht greifbaren Prozess, der aber in einem eindeutig physisch präsenten Organ stattfindet.

Gesichter beobachten, die abwesend in die Leere starren. Stur aneinander vorbei.

Das Interessante an der Situation ist, dass nahezu überhaupt keine Verbindung zwischen den Fahrgästen besteht.

Lediglich zur selben Zeit beschlossen sie, in die U-Bahn zu steigen – ein reiner Zufall.

Irgendein Gefühl hat sie dazu veranlasst, sich genau in diesen Waggon zu setzen – ein reiner Zufall.

Doch wer glaubt schon an Zufälle?

„Nächster Halt – Next stop...“

Menschen steigen ein, Leute steigen aus. Hinterherblicken. Sie werden sich vermutlich nie wieder sehen. Adieu. Wen interessiert das schon?

Sich wieder in Bewegung setzen. Es ruckelt. Eine kurze Regung, die alle zum selben Zeitpunkt dazu veranlasst, sich für einen Augenblick zu bewegen. Dann alles wie vorhin. Erstaunlich, diese Fähigkeit, Leute aus seiner Wahrnehmung einfach auszublenden.

Den Blick schweifen lassen. Eindrücke auf sich wirken lassen.

Eine Kategorisierung seiner Mitmenschen ist ziemlich einfach. So verdammt einfach.

Doch hier in diesem Waggon sind sie alle gleich. Jeder ein Passagier mit einer Station, an der er uns wieder verlässt. Jeder ein Mensch. Selbe Grundbedürfnisse, ähnliche Wünsche. Vieles ist 1:1 auf andere übertragbar. Aber nichtsdestotrotz ist ein Großteil besser als die anderen.

Wie lässt sich eigentlich „besser“ definieren?

Rein theoretisch ist diese Denkweise gar nicht ihre Schuld. Von der Gesellschaft genährt, aufgezogen, geprägt. Theoretisch.

Einmal davon überzeugt, man könne das Leben einer Person „bewerten“

- und schon gefangen in diesem Irrglauben.

20.000 Tote. 300 Opfer. Verkehr, Mord, Naturkatastrophe, Terroranschlag, Krankheit.

Dafür sollen sie Mitgefühl aufbringen. Passiert so etwas, ist ihr Beileid sofort gefragt.

„Wir fühlen mit!“. Machen ja alle! Oder?

Selbst wenn sie kein bisschen Emotion empfinden. Selbst wenn es sie persönlich überhaupt nicht berührt. Emotionale Abstumpfung. Wieder einmal Gedanken verschwendet.

So ist das eben. Absolut unpersönlich.

„Nächster Halt – Next stop...“

Menschen steigen ein, Leute steigen aus. Weiter geht's.

Eine Reklame leuchtet von außen durch die milchige Fensterscheibe „Think different.“

Es ist ein auf elektronische Güter spezialisiertes Unternehmen, das sie dazu auffordert, sich wie Individuen zu verhalten. Danke für diese Anregung. Sie geben ihr Bestes!

Schon gewusst? Es befindet sich sogar eine Anleitung auf [wikihow](#) – „How to be different“... Faszinierend. Man muss es wiederholen: Wahrhaftig faszinierend diese Sturheit.

Sich festzuklammern an der Hoffnung, man wäre etwas Besonderes.

Jeder versucht es: Anders sein. Sich von der Masse abheben. Herausstechen.

Und es ist ja nicht so, dass tatsächlich alle Menschen dieser Welt individuelle Charaktereigenschaften besitzen. Ausgeschlossen, sie sind einzigartig!

Ist ja nicht so, dass sie sich mit ihrer Einzigartigkeit unter 7,39 Milliarden Anderen befinden, von denen keiner dem anderen gleicht. Nein, ihre Besonderheit ist trotz unzähligen anderen Besonderen ganz was Tolles!

„Nächster Halt – Next stop...“

Menschen steigen ein, Leute steigen aus. Unbeirrt fährt die Bahn weiter.

Es ist nicht vorhersehbar, wann wer den Waggon verlässt. Einer geht, ein neuer kommt und nimmt seinen Platz ein. Kommen und Gehen. Gehen und Kommen. Vereinheitlichung. Anpassen.

Gedanken, wild durcheinander, dahingeworfen und zusammenhangslos. So ist das eben.

„Nächster Halt – Next stop...“

Menschen steigen ein, Leute steigen aus.

Aussteigen. Einsteigen. Einsteigen. Aussteigen. Einsteigen. Aussteigen. Aussteigen. Austeigen.

Alles nur Augenblicke. Momente, die nie wieder sein werden.

„Nächster Halt – Next stop...“

Menschen steigen ein, Leute steigen aus. Ein. Aus. Ein. Weiterfahren. Stehenbleiben.

Belanglosigkeit. Absolute Irrelevanz.

„Nächster Halt – Next stop...“

Menschen steigen ein, Leute steigen aus.

„Nächster Halt – Next stop...“

Menschen steigen ein, Leute steigen aus.

„Nächster Halt – Next stop...“

Menschen steigen ein

Etwas haben wir Passagiere doch gemeinsam.

Die Frage nach dem nächsten Halt.

„Nächster Halt – Next stop...“

Möchten wissen, wann es für uns an der Zeit ist, auszusteigen.

Dahaba Joline  
Priv. Gymnasium/ORG  
der Ursulinen

Dunkelheit

Tiefes Schwarz umhüllt mich  
Wie eine große, hungrige Schlange windet sich die Trauer um mein Herz.  
Immer fester und fester drückt sie es zusammen bis auch das letzte Funkchen Leben erlischt.  
Wie konntest du nur gehen? Einfach so, ohne dich zu verabschieden, ohne mich vorzuwarnen.  
Ich hätte mich gerne vorbereitet. Obwohl, kann man man sich denn überhaupt vorbereiten?  
Auf den Tod meine ich. Ist es möglich sich für immer und ewig von jemandem zu verabschieden?

Tränen

Wie Bäche fließen sie über meine Wangen  
Salzig und warm prickeln sie auf der Haut, verschleiern den Blick  
Warum? Warum nur bist du gegangen? Hast mich verlassen.  
Kommst du wieder? Ich glaube es nicht.  
Denn der Tod ist endgültig,  
Gott wartet nicht.

Hoffnung.

Wie eine Sternschnuppe am Himmel trifft mich die Zuversicht.  
Zuversicht, dass es dir gut geht da oben. Zuversicht, dich vielleicht irgendwann wieder zu sehen.  
Ich weiß, dass du bei mir bist. Jeden Tag.  
Du schaust auf mich herab, beschützt mich.  
Im Herzen sind wir für immer vereint  
Du bist fern und doch so unendlich nah.

## Das Journal

*Eintrag 229. Tag 47 unterwegs.* Heute war zur Abwechslung mal ein sonniger Tag. Konnte ihn gut nützen und bin weit gekommen. Bin vom Ziel nicht mehr ganz so weit entfernt. Vielleicht noch vier Wochen – ohne Zwischenfälle. Die eigentlich eingeplante Zeit habe ich schon überschritten; Emily hatte also recht und Mats nicht. Jemand schuldet da jemanden eine Flasche Hochprozentiges. Heute passierte nichts Erwähnenswertes. Nachtrag zu den letzten Tagen: Ich habe den Mann mit der gelben Mütze seit drei Tagen nicht mehr gesehen, ich glaube er ist erledigt. Obwohl ich falsch liegen kann, kommt er auf die Liste. Es sind nun 24 Leute darauf.

*Eintrag 234. Tag 54 unterwegs.* Nebeliger Tag. Ich kam heute an einer verlassenen Schule vorbei. Musste meinen Erkundungsdrang folgen und bin hineingegangen. Nach ungefähr einer Stunde habe ich den Bereich gesäubert und konnte mich frei bewegen. Ich vermute, hier haben sich vor langer Zeit ein paar Menschen verschanzt. Vermutlich seit den ersten Tagen. Die Mehrheit hat es wohl nicht geschafft. Nach fünf Skeletten hatte ich keine Lust mehr aufs Zählen. Ein Pärchen ist wohl geflohen, bevor hier alles den Bach runterging, so steht's zumindest in dem Brief(?) auf einer Tafel. Anscheinend so eine Romeo-und-Julia-Geschichte. Kenn' ich schon, nicht wirklich interessant. Die Schule ist heute mein Schlafplatz.

*Eintrag 238. Tag 59 unterwegs.* Es hat geregnet. Musste meinen Weg ändern und einen Fluss überqueren. Mats und Emily haben mir Zuhause von solchen Aktionen abgeraten, aber ich hatte keine Alternativen. Leider hatten sie Recht. Habe meinen Hauptrucksack mit allen Vorräten verloren. Meine Gefühlslage lässt sich nicht leicht beschreiben, ohne die von mir gehassten Schimpfwörter zu verwenden. Außerdem ist mir kalt, ich habe nichts zu essen, nur einen Revolver (7 Kugeln) und ein Messer. Und dieses verschissene Buch. Warum um Himmels Willen konnte nicht dieses dämliche Buch weggeschwemmt werden und nicht der große Rucksack?! Durch die neue Zeit wurde mir zwar klar, dass das Universum einfach keinen Sinn macht, aber nach eineinhalb Jahren im Zufluchtsort habe ich das anscheinend verdrängt. Warum bin ich nicht dort geblieben? Was bringt es mir, etwas von der alten Zeit zu erkunden? Selina lag richtig, genauso wie Torben, Niklas und wie sie nicht alle heißen...

*Eintrag 240. Tag 61 unterwegs.* Langsam bin ich komplett am Ende. Habe seit dem Flussvorfall nichts gegessen, friere seitdem, bin müde und habe Angst. Ich habe die ganzen Gebäude in der Nähe abgesucht, aber keine Vorräte... alles geplündert... Zumindest konnte ich mich verschanzen. Sollte das mein letzter Eintrag sein, möchte ich denjenigen, der das hier jetzt gerade liest, auf meine Karte hinweisen. Die liegt hier sicher irgendwo. Dort sind meine Orte markiert. Ich hoffe du Leser kommst gut an.

*Eintrag 252. Tag 77 unterwegs.* Es ist heute sehr kalt. Ich habe gestern etwas getan, was unausgesprochen bleiben sollte. Der gesamte vergangene Tag erscheint mir sehr fern... Meine drei Retter sind sozusagen nicht mehr. Gleichzeitig hat sich meine Liste auf 27 Leute vergrößert. Sie wollten nicht mit mir kommen und ohne sie hätte ich wieder keinerlei Vorräte oder Waffen gehabt. Es war mein einziger Ausweg. Es ist zwar nicht so, als hätte ich sowas nicht schon davor getan, aber bei Kira, Elias und Sarah war es einfach irgendwie anders. Schon lange hat mir das Beseitigen keine Schulgefühle gemacht, aber jetzt. Ich habe jetzt eine alte Kirche gefunden und tatsächlich gebetet... Nachtrag: Es sind noch ungefähr drei Wochen bis zum Ziel – ohne Zwischenfälle. Mit der neuen Ausrüstung und den Konserven werde ich es hoffentlich in der Zeit schaffen. Egal was noch kommt; ich muss nachsehen und sicher gehen. Die alte Zeit ist immer noch ein Teil von mir, auch wenn es fast keinen Sinn macht.

*Eintrag 261. Tag 87 unterwegs.* Ich bin noch immer krank und kann nicht weiter. Viel Zeit zum Nachdenken. Wie es Mats und Lena wohl geht? Und ob Selina immer noch den Plan weiter verfolgt? Die Mannschaft aus Kleinheim war ja damals dagegen. Eine Behandlung von Kamal oder Verena wäre jetzt auch ziemlich fein. Sollte mein Ziel nicht das bringen, was ich mir erhofft habe, hatte diese Reise wenigstens einen Sinn. Mir wurde klar, dass Emily die Richtige ist. Ich kann nun teilweise loslassen und in dieser Hinsicht neu anfangen.

Hoffentlich schaffe ich den verdamten Weg auch noch zurück. Wenn ich dann wieder Zuhause bin, wird sich Einiges ändern. Vielleicht ist diese Expedition für mich so etwas wie ein Pilgerweg der neuen Zeit und ich hatte nun eine spirituelle Erleuchtung. Nachtrag einige Zeit später: Wenn ich schon von „spiritueller Erleuchtung“ anfange zu schwafeln, muss ich wohl sehr benommen gewesen sein...

*Eintrag 267. Tag 99 unterwegs.* Das Wetter ist ausgezeichnet. Die Silhouette des Ziels ist am Horizont zu erkennen. Es war eine gute Idee, das Pferd und die Kiste zu stehlen. Eine sehr gute Idee! Mir tut zwar das Kind leid, aber ich muss an mich und die ganze Sache denken. Ich habe mich gewundert, dass ich noch so gut mit Pferden umgehen kann, Zuhause war ich ja immer der schlechteste Schüler (sagte zumindest immer David). Anscheinend kann ich unter Druck besser arbeiten. Die Liste ist seit langer Zeit unverändert, was mich ungemein freut. Je näher ich dem Ziel komme, desto nervöser werde ich. Keine Ahnung wieso. Wie bereits erwähnt, in den letzten Monaten kamen meine Gefühle wieder zum Vorschein. Mal sehen wie das Zuhause ankommt. Ich habe mich heute in einem Verschlag eingenistet und werde morgen hoffentlich so weit wie möglich kommen. Es ist schon so lange her, dass mir die alte Zeit wirklich so nahe war.

Herzohren sausen

Vielleicht hat alles im Leben einen Sinn. Auch die kleinsten unscheinbarsten Dinge sind für uns die wichtigsten, die uns am Leben erhalten.

Stille. Zittern. Das Gefühl von Einsamkeit. Unwissenheit.

Das Adrenalin beginnt in ihr zu brodeln und wie ein Vulkan bricht es aus ihr heraus. Das sanfte Rauschen des fast schwarzen Ozeans wird immer lauter und sie kann das Meer riechen. Der salzig schmeckende Geruch steigt in ihre Nase und sie spürt, wie ein Windstoß an dem Schlauchboot vorbeizieht. Es ist kalt. Zu kalt um zu verstehen, wie sehr sie kämpft. Zu kalt um zu erkennen, dass ihr Herz im Innersten wie verrückt pocht und sie sich nur mehr wünscht, dass es vorbei ist.

Schreie. Die Menschen um sie herum beginnen wie wild zu kreischen und Kinder weinen. Sie kann sich nicht rühren. Kein Ausdruck. Nichts. Ihr linkes Augenlid zittert. Sie kann nicht raus. Raus aus der Wirklichkeit. Dem Tod so nahe, dass sie nicht mehr ausbrechen kann. Ein Boot, so klein wie ein Stern im Universum. So unscheinbar, dass keiner es wahrnimmt.

Alles zu verlieren und nichts zu haben, ist als würde man einem den letzten Funken Hoffnung entreißen. Das Einzige, was manchen geblieben ist. Die Heimat hinter sich zu lassen, weil sie zerstört wird, genauso wie ihre Erinnerungen.

Vielleicht will sie auch keiner hören und vielleicht wartet sie endlose Nächte vergeblich. Vergeblich auf das, was jeder Mensch verdient hat. Freiheit.

Das Leben zieht an uns allen vorbei genauso wie unsere Herzohren sausen.

## DER ABSTURZ

„Du hast es verdient...“, flüsterte Caro, als sie die Klinge über ihre zarte Haut gleiten ließ. Caro war ihr Spitzname, eigentlich hieß sie Caroline. Doch sie hasste ihren Namen, sowie sie alles andere an sich hasste. Ihr Gesicht fand sie hässlich, ihren Körper zu dick und unförmig. Selbst wenn andere sich bemühten, die 15-Jährige vom Gegenteil zu überzeugen, schien sie auf Durchgang zu schalten. Das Mädchen konnte es nicht mehr hören oder, besser gesagt, wollte es nicht mehr hören. Sie glaubte ihnen nicht. Niemandem glaubte Caro. Zu oft wurde sie belogen, hintergangen und verletzt. „Durchgekaut und ausgespuckt haben sie mich“, pflegte sie zu sagen, wenn sie über ihre Vergangenheit sprach. Caroline wurde früher gemobbt. Früher, als sie noch klein und unschuldig war, wurde sie von Mitschülern gehänselt und aufgezogen. Ständig wurde sie wegen ihres Aussehens geärgert, vor allem wegen ihres Gewichts. „Fette Sau!“, riefen ihr die Jungs hinterher, während die Mädchen in der Klasse über sie lästerten. Caro war nicht dick, doch auch nicht dünn. Genau das wurde ihr zum Verhängnis. Sie war normalgewichtig, während der Großteil ihrer Mitschülerinnensich in diversen Bereichen des Untergewichts bewegte. Somit war sie die Dickste der Klasse und gefundenes Fressen für die hungrigen Streitmonster. Doch Caro gelang es nicht, sich von den Worten ihrer Mitschüler zu distanzieren, sie begann ihnen zu glauben. „Irgendwas muss daran ja wahr sein, sonst würden sie damit doch aufhören“, dachte sie sich. Ein verhängnisvoller Trugschluss, der sie immer tiefer in den Abgrund ihrer Seele fallen ließ, bis sie sich schließlich selbst verlor. Caro wurde zu ihrem größten Feind. Sie hasste sich. Also tat sie das, was alle anderen, die sie zu hassen schienen, auch taten: dem unschuldigen Mädchen weh tun. Sie verletzte sich selbst, egal wie. Hauptsache es schadet ihrem eigenen Körper. Nicht selten griff sie zu Rasierklingen, die tiefe blutige Wunden auf ihre reine Haut zauberten. Caro genoss das Gefühl, wenn das warme Blut über ihren eiskalten Arm floss. Die 15-Jährige liebte den Schmerz, denn er ließ sie das seelische Leid für einen kurzen Moment vergessen. Doch Schmerz allein war nicht genug. Sie schämte sich so sehr für ihre Gestalt, dass sie verschwinden wollte. Caro wollte unsichtbar sein, denn wenn man nicht gesehen wird, kann man nicht ausgelacht werden. Sie wollte dünn werden. So dünn, dass sie durch den Regen tanzen konnte, ohne nass zu werden; dass sie über den Schnee laufen konnte, ohne Spuren zu hinterlassen. So dünn, dass nichts mehr von ihr übrig blieb. Caro tat alles dafür, um ihren selbstzerstörerischen Trieb zu befriedigen. Alles, um ihren innigsten Wunsch zu erfüllen: zu sterben. Tag für Tag aß sie weniger, und wenn sie aß, wurde es sofort wieder erbrochen. Täglich schluckte sie Abführmittel und trainierte, bis ihr schwarz vor Augen wurde. Sie genoss es, ihren Körper zu quälen; ihn immer näher an den Tod zu treiben; immer näher an ihr eigentliches Ziel. Die meisten dachten, dass es Caroline nur um's Abnehmen ginge und bezeichneten sie als „magersüchtig“. Doch Caro hielt das für Schwachsinn. „Ich bin doch nicht magersüchtig“, dachte sie, „Ich will doch bloß sterben“. Allerdings machte ihr der Überlebensinstinkt ihres Körpers einen Strich durch die Rechnung. Nach monatelangem Hungern verlangte ihr Gehirn Nahrung – viel Nahrung. Caro wurde von Fressattacken heimgesucht. Tausende Kalorien stopfte sie binnen weniger Minuten in sich hinein. Sie schämte sich. Als „fettes Fressmonster“ beschimpfte sie ihr ausgezehrtes Spiegelbild.

Die 15-Jährige versuchte verzweifelt all die Kalorien zu erbrechen – doch ihr Körper durchschaute ihren Plan bereits und begann die energiereichste Nahrung sofort zu verdauen, sodass es unmöglich wurde, jede einzelne Kalorie wieder aus dem Körper zu holen. Caroline begann rasant zuzunehmen. Die Zunahme trieb das Mädchen immer weiter in die Verzweiflung, sodass sie immer mehr Fressanfälle bekam. Das Essen wurde Freund und Feind. Es befreite Caro von all den niederschmetternden Gedanken und war zugleich der Auslöser dieser. Essen war das Problem und gleichzeitig die Lösung. Das Mädchen führte innerlich einen Kampf – einen Kampf zwischen Körper und Geist – einen Kampf gegen sich selbst. Sie wollte diesen Kampf beenden – für immer. Weit weg wollte sie vom Krieg, fern sein von dem Leid, das sich „Leben“ nennt. Caro wollte Frieden. Sie fühlte sich dem Tode nahe, denn innerlich war sie schon längst gestorben. Caroline war nur noch ein Schatten ihrer selbst, eine leblose Hülle. So stieg das Mädchen auf das Geländer der Brücke und blickte in die tiefblauen Wogen des Flusses. Ein letztes Mal atmete sie tief ein und flüsterte: „Dem Tode nah, dem Leben fern. Dem Friede nah, dem Leide fern“.

Einst

Die Zeit im Fluss  
Das Blut gerinnt  
Ein zarter Kuss  
Mein Herz, das singt

Welch lüstern' Duft  
Dem Rauch entsteigt  
Die Seele ruft  
Die Lippe schweigt

Der ew'ge Traum  
Der Wahrheit wird  
Im Wolkensaum  
Das Glück nicht stirbt

Wie hoffnungsvoll  
Im Mondesschein  
Ganz liebestoll  
Die Augen dein

Züngeln Flammen  
Tanzen Sterne  
Eins, zusammen  
In der Ferne

Tränen fließen  
Eisig heiße  
Dornen sprießen  
Ziehen Kreise

Und trotzdem noch  
Was mich zerriss  
Das bleibt mir doch  
Die Lieb', gewiss.

## Schattenlied

Der Regen prasselte auf die Straße und am Boden hatten sich Pfützen gebildet. Der Himmel war von dunklen Wolken verschleiert und die Gassen wirkten farblos und grau. Aus den an den Gehsteig grenzenden Clubs drang dumpfe Musik, die sich mit dem Rauschen des Regens vermischt. Die Straßenlampen spiegelten sich am Boden und tauchten die Szene in ein düsteres Licht.

Ein dunkel gekleideter Mann betrat den Schauplatz, das schlechte Wetter schien ihm nichts auszumachen. Er trug nicht einmal einen Regenschirm, aber er hatte eine Gitarre geschultert, die nur durch eine Hülle von der Nässe geschützt war. Seine Schritte waren schwankend und es gelang ihm nicht immer, den Pfützen rechtzeitig auszuweichen. Mit nassen Füßen entkam er dem Labyrinth der dunklen Gassen und flüchtete sich in die nächstgelegene U-Bahn Station. Doch auch im Trockenen war seine Sicht wie vom Regen verschwommen und der Gang flackerte vor seinen Augen.

Das Konzert war ein einziges Fiasko gewesen, seit er sie verloren hatte, schien es ihm unmöglich, die Menge zum Toben zu bringen. Wenn man ihn jetzt in seinen zerschlissenen, ungewaschenen Kleidern und mit strähnigen Haaren sah, war es kaum zu glauben, dass er einmal ein gefeierter Musiker gewesen war, dessen Talent ihm sämtliche Türen geöffnet hatte. Doch ohne seine Muse vermieden es seine Finger, eine Saite zu berühren, seine Lieder waren schwermüdig, eintönig und nicht mit der Genialität seiner früheren Werke zu vergleichen. Der Applaus war lange verhallt und es blieb nur noch die Stille, die Welt des Klanges und der Freude war mit ihr gewichen.

Ein Windhauch zog durch die Gänge und fuhr ihm unter die Haut, doch die Kälte war sein ständiger Begleiter. Er zögerte nicht und setzte seinen Weg weiter in den Tunnel hinein fort, obwohl sich die Wände zu verdoppeln schienen. Hier unter der Erde fühlte der Musiker sich zwar einerseits gefangen, doch irgendwie schien er so näher bei ihr zu sein. Es roch feucht, doch es irritierte ihn keineswegs. Wie eine andere Welt kam es ihm vor, nur er allein, die Erinnerungen, der Rausch und das Hallen seiner Schritte. Der Mann tastete sich an den Wänden entlang, doch die Fliesen fühlten sich nicht mehr glatt an... sie waren rau wie Gestein. Seine Beine waren kurz davor nachzugeben und er hielt einen Moment inne.

Aus einem plötzlichen Impuls heraus griff er nach seiner Gitarre. Sie war etwas verstimmt, doch trotzdem schaffte er es, eine Melodie zustandezubringen. Der Klang war bittersüß und der Gitarrist versank in seinem Spiel und vergaß alles um sich herum. Das Lied schien seinen Schmerz besser zu betäuben als all der Alkohol und die Tabletten, die er einwarf, um zu vergessen. Jetzt wollte er einfach nur fühlen, und er spürte ihre Präsenz, weit weg, aber doch anwesend. Als der Musiker von seinem Instrument abließ, spürte er ein Paar Augen auf sich ruhen. Zu seinen Füßen saß ein Hund, der anscheinend seinem Spiel gelauscht hatte. Sein Fell war dunkel und er wirkte wild und bedrohlich. Dem Musiker wurde erst nach einigen Minuten klar, warum der Vierbeiner diesen Eindruck auf ihn machte. Er hatte drei Köpfe. Zuerst musste er mehrmals blinzeln, aber da waren drei Mäuler und drei Zungen, aus denen der Speichel nur so triefte. Ein leises Knurren drang aus den Kehlen und der Gitarrist machte so blitzschnell kehrt, wie es sein Sinneszustand erlaubte, und wankte weiter in die Dunkelheit, die Gitarre krampfhaft umklammert und zweifelnd, ob das zuvor Gesehene der Wahrheit entsprach.

Er nahm ein Rauschen wahr, doch der erwartete Regen blieb aus. Vor ihm befand sich ein Fluss, dessen blau-grünes Licht schattenhafte Umrisse an die Felswände projizierte. Sein Rausch spielte ihm einen Streich, doch da hörte er das Lied von vorhin wieder. Es hallte in seinen Ohren und ließ sein Blut pulsieren. Vergessen waren all seine Zweifel und er schritt ans Flussufer. Verhüllt in Lumpen wartete dort eine Gestalt, die genauso geisterhaft wirkte wie das ganze Szenario. Sie lehnte an einem Boot, das alles andere als stabil aussah. Doch er wusste, dass er diesen Weg gehen musste, wenn er sie wiedersehen wollte. Zum ersten Mal seit Wochen, die nur an ihm vorbeigeglitten waren, hatte er ein Ziel. Er griff in seine lädierte Hose und zog eine ramponierte Brieftasche heraus. Mit zitternder Hand reichte er der Gestalt, die eine Art Fährmann zu sein schien, sein letztes Kleingeld. Die Überfahrt nahm er nicht wirklich wahr, da sich die Schattenwesen an den Wänden zu materialsieren schienen, als sie näher kamen. Er folgte ihnen, so schnell er konnte, die Melodie verschmolz mit dem Schlag seines Herzens und er hob den Blick.

Jede Sekunde, jedes Detail dieses letzten gemeinsamen Moments hatte sich in seine Seele gebrannt. Er konnte noch immer ihre kalte Hand in seiner spüren, ohne Puls, benetzt von salzigen Tränen. Sie schien ihm schöner denn je, trotz blasser, fast transparenter Haut und leeren Augen. Ihre Gestalt war geisterhaft, ihr Herz stand still, doch seine Euphorie konnte nicht gebremst werden. In diesem Augenblick war es ihm egal, ob sie physisch tot war und er lebendig. Ohne sie war sein Dasein auch nicht wirklich als Leben zu bezeichnen und er schritt voller Elan auf sie zu. Die Grenze zwischen den Welten, zwischen Wahrheit und Lügen, Taubheit und Schmerz, Leben und Tod verschwammen, als er ihre Hand berührte. Doch die erhoffte Reaktion blieb aus. Obwohl sie nun so nah war wie in dem Moment, in dem sie für immer seine Welt verlassen und er sie für verloren geglaubt hatte, wirkte sie weiter entfernt denn je zuvor. Sie konnte nichts mehr spüren, nicht mehr lächeln. Nur noch eine leere Hülle war übrig, der Glanz in ihren Augen fehlte.

Aber er wollte nicht aufgeben. Es musste eine Möglichkeit geben, ihr wieder Leben einzuhauchen. Er konnte nicht zulassen, dass sie als seelenloses Geisterwesen umherirrte. Wenn er sie finden konnte, dann würde er sie wohl auch befreien können, sie beide aus der Einsamkeit retten, die sie wie ein Käfig gefangen hielt. Er zog ihre kalte Hand an sich und wies sie an, ihm zu folgen. Als er sicher war, dass sie ihm hinterherging, beschleunigte er seine Schritte. Zuversicht keimte in ihm auf, jegliche Zweifel blendete er aus. Wenn sie erst aus diesem Loch herauskam, würde sie wieder die Alte werden und ihre Wärme zurückkehren. Sie musste einfach, flüsterte er leise, um die warnende Stimme in seinem Kopf zum Schweigen zu bringen. Seine Gedanken kreisten wild und er war bereit, die Netze der Dunkelheit zu durchdringen. Es war nicht nur ihre Rettung, sondern auch die seine. Als endlich der lang ersehnte Ausgang in Sicht kam, traf ihn die Erkenntnis. Ihre Schritte waren verstummt. Sie würden zusammen ins Licht zurückkehren, das hatte er sich geschworen, und warf einen Blick über seine Schulter.

In dieser Sekunde durchfuhr es ihn wie ein Blitz und er streckte seine Hand nach der ihren aus, doch sie entglitt ihm – sie war fort.

Der Morgen war kalt und die Sonne blendete seine müden Augen. Ein struppiger Hund trottete artig neben seinem Herrchen, einem Obdachlosen, der in einem Einkaufswagen seine Habseligkeiten vor sich herschob. Bald würde die U-Bahnstation wieder von hektischen Menschen gefüllt sein, doch trotz der Menge fühlte er sich wieder allein. Die Einsamkeit, die Leere drückte ihn zurück in die Tiefe, in der sie gefangen war. Wozu brauchte er die Realität, wenn die Illusion ihm die Möglichkeit gab, die Grenze zwischen Leben und Tod zu überschreiten?

Er holte eine Flasche und ein paar Tablettenpackungen aus seiner Gitarrenhülle.

Dieses Mal würde er sich nicht umdrehen.

Ein schrilles Pfeifen riss mich aus dem Halbschlaf. Der Zug war angekommen - modern und schnell, wohl ein neues Modell, das mir gar nicht zu dem verschrobenen kleinen Bahnhof passte, der von Schnörkeln verziert wurde und dessen Schilder in einer Schriftart geschrieben waren, die einen mit Nostalgie nach nie erlebten Zeiten erfüllen mochte; und wenn nicht das, dann doch aufgrund des Entzifferns vom schnellen Forteilen abhielt. So dachte ich, als ich erst meinen nicht allzu großen Koffer, dann mich selbst das Zugleiterchen hinaufhievt.

Dass ich während der Fahrt bloß nicht wieder einnicke. Ich wollte mir ein Abteil suchen, in dem schon jemand saß und den dann bitten, mich bei der richtigen Station zu wecken. So zwangte ich mich den schmalen Gang entlang, lugte in jedes Abteil hinein, doch ich war mit keinem der Menschen darin als Mitfahrer zufrieden. Der eine schien mir zu zwielichtig, der nächste schlief selbst und so kam ich bis zum letzten Abteil. Darin saß ein junger Mann - er konnte nicht älter als ich selbst sein - mit einem Buch und keckem Haarschnitt, und weil mir das das als das kleinere Übel erschien und es das letzte Abteil war, fragte ich, ob denn ein Platz frei wäre. Platz sei genug, bekam ich prompt zur Antwort, und der wohl noch nicht ganz Erwachsene streckte - als ob er mir demonstrieren wollte, wie groß und weit das Zugabteil sei - seine nackten Füße auf den ihm gegenüberliegenden Sitz und reckte sich in die Höhe, indem er sein Buch über den Kopf hob und die Augen zukniff. Als er fertig war, vertiefte er sich, anstatt noch etwas zu sagen, wieder in seine Lektüre. Da ich die Tür nun einmal geöffnet hatte und es mir einfältig vorkam, einfach in der offenen Tür stehen zu bleiben, trat ich einen Schritt in das Abteil hinein, schloss die Tür und machte Anstalten, mein Köfferchen auf die Gepäcksablage zu befördern - ohne Reaktion meines Mitfahrers - bis ich mich schließlich schräg gegenüber des Lesenden niederließ. Nachdem einige Augenblicke verstrichen waren, beugte ich mich leicht nach vor, um in die Welt des am Fensterplatz mehr Liegenden als Sitzenden einzudringen: „Entschuldigen Sie.“

„Sie tragen keine Schuld“, kam es ohne Zögern über den Rand des Buches, der junge Mann blickte aber nicht auf. Verdutzt hielt ich einen Moment inne. Das sollte wohl ein Scherz gewesen sein, was ohne jegliche Regung des Gesichtes kaum zu erkennen gewesen war.

„Verzeihung, aber...“

„Wenn's weiter nichts ist“, tönte es unverzüglich aus der Ecke. Diesmal ließ ich mich nicht so einfach aus dem Konzept bringen und lächelte ein wohl nicht ganz so überzeugendes Lächeln, das ich doch sonst immer auf den Lippen hatte.

„Bis wohin fahren Sie?“, für einen Moment hatte ich überlegt, ihn zu duzen, doch dann beschlossen, dass wir zwar noch nicht alt, jedoch schon in dem Alter waren, in dem man auf reife Art miteinander sprechen konnte. Ich hatte mir eine ebenso erwachsene Antwort erwartet: „Das weiß ich noch nicht“, war alles, was ich zu hören bekam.

„Könnten Sie sich einen Moment Zeit nehmen und vernünftig mit mir sprechen. Ich würde dann gerne ein Nickerchen machen.“, platzte es eine Spur gereizt aus mir heraus und ich kam einfach nicht darum herum, noch hinzuzufügen: „Und bitte sehen Sie die Person an, mit der Sie sprechen.“

Demonstrativ wurde das Buch zugeklappt, auf den Tisch gelegt – mein Mitreisender setzte sich sogar auf und wandte sich mir zu: „Was gibt's?“

Ich meinte nun zu wissen, wie sich ein Lehrer fühlen musste, der die nicht gemachte Hausaufgabe des Schülers einfordert.

„Sind meine Gedanken so laut, dass sie Sie am Schlafen hindern? Ich werde Ihnen ausrichten, sie sollen sich zügeln, doch sie sind eigenwillige Gesellen.“

Nicht minder eigenwillig als du selbst, musste ich unverzüglich denken und dann feststellen, dass ich mich erneut hatte aus dem Konzept bringen lassen.

„Hmmm ... nein, das nicht direkt... bis wohin werden Sie fahren?“, wiederholte ich meine Frage.

„Mal sehen. Wohin fährt der Zug?“ Der junge Mann wandte sich dem Zugfenster und somit der vorbeirauschenden Landschaft zu. „Auf's Land wie es scheint. Das soll mir recht sein.“

„Kennen Sie den Namen Ihrer Station nicht?“, fragte ich, woraufhin mein Gegenüber doch tatsächlich begann, die Namen der Bahnhöfe an den Fingern aufzuzählen - eine Antwort auf meine Frage bekam ich nicht.

„Fragen Sie mich etwas Einfaches. Wo ich eingestiegen bin zum Beispiel.“

Da meine Schläfrigkeit in den Hintergrund getreten war, konnte ich genauso gut ein Gespräch beginnen, um mir die Zeit zu vertreiben. „Woher kommen Sie denn?“, fragte ich also, mich meinem Gegenüber ergebend. „Woher ich komme?“, wiederholte dieses meine Frage belustigt. „Habe ich nicht nach einer einfachen Frage gesucht? Woher ich komme... wohl eingestiegen bin ich vor geraumer Zeit, doch auch der Bahnhof war nur eine Zwischenstation. Woher ich komme, ist nicht von Bedeutung, Sie werden Menschen doch auch nicht nach ihrem Namen gewichten.“

Eine Stille blieb im Abteil, die forderte, mich rein zu sprechen ohne recht angeschwärzt worden zu sein. So meinte ich, dass ich natürlich nicht vorhätte, irgendjemanden zu beurteilen, doch dass er, da er schon einmal mit mir spräche, mir seinen werten Namen beruhigt anvertrauen könne.

Wahrlich auch eine lange Zugfahrt vergeht, wenn man bloß redet und die Zeit vergisst. So begann ich zu erzählen, woher ich kam und wohin ich ging, all das mit nicht wenig Stolz, es schon in jungen Jahren so weit geracht zu haben. Als ich meinem Gesprächspartner einen Blick zuwarf, sah ich, dass dieser sein Gesicht auf eine derart unverschämte Weise aus dem Fenster hängen ließ, dass man meinen könnte, er würde jeden Moment hinausspringen.

Ob ich ihn möglicherweise langweile, frage ich ihn. Das sei nicht der Grund für seine Unaufmerksamkeit, doch der Ausblick gefiele ihm so sehr, dass er wohl demnächst aussteigen würde, meinte der Junge ohne Umschweife, packte sein Buch in einen kleinen Ranzen, der mir bis dahin noch nicht aufgefallen war und verschwand, nach einem Neigen seines Kopfes als Zeichen eines Grußes mit dem Bremsen des Zuges aus der Abteiltür.

Ich blieb regungslos auf meinem Sitz zurück - den Blick in die Leere gerichtet. Nach einer ganzen Weile wanderte mein Blick zum Fenster hinaus und ich sah die grauen Häuser, die das graue Gras nach und nach ablösten und plötzlich brach ein Gedanke aus mir heraus, der sich unbemerkt angeschlichen hatte und mich nun beschäftigte.

Der Zug war nun stehen geblieben, laut wurde meine Station am Bahnsteig verkündet. Mein Blick flackerte zu dem Köfferchen auf der Gepäckablage, mir war bewusst, ich sollte austreten, doch mein Körper, vielleicht auch mein Verstand, den ich für gewöhnlich zu gebrauchen pflegte, war mit dem Zug zum Stillstand gekommen. Der Zug fuhr los und ich mit ihm. Ob mir die nächste Station wohl gefallen würde?

## Aller Abschied ist schwer

„Hallo Mama“, beginne ich leise zu sprechen, meine Kehle ist trocken wie Staub. Ein wenig nervös trete ich von einem Fuß auf den anderen, bis mir einfällt, dass ich womöglich weitersprechen sollte.

„Ich weiß, es ist schon eine Weile vergangen, seit ich das letzte Mal hier gewesen bin, aber bitte vergib mir, ich hatte viel zu tun. Deswegen bin ich auch heute hierhergekommen, ich muss dir etwas erzählen. Mein Ansuchen nach einem Stipendium ist akzeptiert worden, ich werde mir also meinen Traum erfüllen und auswärts studieren können. Auch wenn du nie sonderlich begeistert von dem Gedanken warst, dass ich so weit in die Ferne gehen würde, werde ich diesen Schritt wagen. Erinnerst du dich noch daran, als ich damals verkündet habe, dass ich die Welt erkunden will? Du hast bloß den Kopf geschüttelt und gemeint, dass ich das gleich vergessen könnte. Ich glaube ich verstehe nun, wieso du das gesagt hast: Du wolltest mich nicht gehen lassen. Du wolltest mich in deiner Nähe behalten, hattest Angst, mich zu verlieren. Mittlerweile bin ich dir aber nicht mehr böse dafür, dass du versucht hast, mich von diesem Weg abzubringen. Dich haben schon so viele Menschen verlassen. Glaub mir, ich war auch traurig, als mein Vater gegangen ist, aber man darf nicht ewig der Vergangenheit hinterherrennen. Was vorbei ist, ist vorbei. Deswegen werde ich auch gehen.“

Ich schweige einen Moment lang und schlucke. Meine Mutter hat in all den Jahren nie gerne über meinen Vater gesprochen.

„Aber mach dir keine Sorgen um mich, mir wird es gutgehen. Ich habe bereits ein kleines Appartement gemietet und alles Wichtige geklärt. Ich werde ganz bestimmt viele neue Freunde finden und mich wohlfühlen.“ Erneut verstumme ich und muss einige Male blinzeln, um nicht in Tränen auszubrechen. Irgendwie habe ich mir die Sache leichter vorgestellt, doch nun finde ich kaum die richtigen Worte um zu sagen, wie ich mich fühle.

„Du bist die Letzte, von der ich mich verabschiede“, murmele ich, bevor ich erneut heftig blinzele und tief Luft hole.

„Und ich kann dir gar nicht sagen, wie schwer mir das fällt. Du hast in deinem Leben so viel für mich gegeben und nun lasse ich dich ganz alleine zurück. Du warst für mich da, als ich noch nicht einmal sprechen konnte und nichts anderes getan habe, als den ganzen Tag zu weinen. Du warst für mich da, als ich meine ersten Schritte gemacht habe und auch, als ich zum ersten Mal hingefallen bin. Du warst für mich da, als die Kinder in meiner Schule gemein zu mir waren und als ich ein paar Jahre später meinen ersten Liebeskummer hatte. Du warst immer für mich da, doch um dich hat sich niemand gekümmert. Niemand war für dich da, als du geweint hast, niemand hat jemals versucht, dir zu helfen. Deswegen hast du alles gegeben, um mir so ein Schicksal zu ersparen, hast mich so sehr geliebt, dass du mich nicht gehen lassen wolltest. Du wolltest immer das Beste für mich, aber nur wenn das Beste gleich nebenan war. Ich sollte bloß nicht in die Ferne gehen, bloß nicht zu weit weg von dir. Alleine der Gedanke daran hat dir schon Angst gemacht, denn dann hättest du niemanden mehr gehabt. Aber es ist mein Leben und auch wenn ich dich dafür liebe, dass du immer auf mich aufgepasst hast, werde ich tun, was ich für richtig halte. Ich will weg von hier, neue Dinge entdecken, neue Leute treffen und neue Erfahrungen sammeln. Wann warst du das letzte Mal irgendwo einfach nur aus dem Grund, weil du dir den Ort ansehen wolltest? Wann hast du das letzte Mal jemanden getroffen, der dich fasziniert hat? Hast du überhaupt einmal etwas getan, weil es dir Spaß gemacht hat? Oder hast du deine ganze Kraft nur dafür verwendet, um mir eine gute Zukunft zu bereiten? Du kannst stolz auf mich sein, ich habe immer alles gegeben und mich stets angestrengt, damit deine Mühe nicht umsonst gewesen ist. Und nach all den Jahren hat es sich ausgezahlt. Ich kann endlich tun, wovon ich immer geträumt habe.“

Ein schwaches Lächeln schleicht sich auf meine Lippen, während meine Stimme langsam zu zittern beginnt.

„Klar, ich werde weit weg sein, aber...“

Nun rollen die ersten Tränen über mein Gesicht und ich wische mit einer fahigen Bewegung über meine Augen.

„Aber du bist mir schon lange so fern, wie ich es dir nie sein könnte. Ich wünschte nur, du könntest mir antworten.“

Ich erhebe mich von meinem Stuhl und blicke meine Mutter liebevoll an. Still liegt sie in dem viel zu großen Bett, mit geschlossenen Augen und Schläuchen in Mund und Nase. Nur das leise Piepen ihres aufgezeichneten Herzschlags zeigt, dass sie noch am Leben ist. Ein Arzt betritt den Raum.

„Sind Sie bereit?“, fragt er und sieht mich so mitfühlend an, dass ich seinem Blick ausweichen muss. Ich nicke langsam, woraufhin der Mann zusammen mit ein paar Kollegen zu dem Bett meiner Mutter schreitet.

„Lebewohl“, flüstere ich leise und drücke meine Lippen sanft auf die Stirn der Person, die mich mehr geliebt hat als sich selbst. Dann ist es soweit. Das regelmäßige Piepen weicht einem anhaltenden, schrillen Ton, der in meinen Ohren dröhnt, als die lebenserhaltenden Geräte abgeschaltet werden. Ich werfe einen letzten Blick auf meine Mutter, dann drehe ich mich um und gehe.

Riediger Christina  
Priv. Gymnasium/ORG der Ursulinen

Knark. Knark. Knark. Ein Atemzug reicht aus, um den über hundert Jahre alten Boden zum Knarren zu bringen. Teppiche, bunt und ein wenig modrig, zieren ihn. Ein heller, länglich ovaler Tisch im Wohnzimmer, welcher schon für Massenaufläufe Platz bot, steht neben der Glastür, welche hinaus zur Terrasse und über eine Holztreppe in den Garten führt. Architektur aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

An jeder Ecke leuchten Schätze, an den Wänden kleben Erinnerungen, fein gesponnen, unverdaut. Bilder, Fotos, überall. Machen es nicht leichter. Es ist, als ob man das Lachen in den Kinderzimmern unserer Eltern noch hören kann, und doch ist es schmerhaft still. Dehnendes Schweigen, bedeckt von Staub und auch Vergessenheit.

Und doch fühlt man stets eine Erinnerung im Herzen, eine Erinnerung, die man unmöglich selbst erlebt haben kann. Aber es gibt sie, dahegezerrt von der Sehnsucht nach Vergangenheit, nach meinen Wurzeln.

Helles Holz, dominant. Überall Truhen und Kisten mit roten Deckeln und unzählige Kästchen. Überall Kostbarkeiten von hohem emotionalen Wert.

Allwissende Bücher, wunderschön eingebunden und lieblich in den Regalen verwahrt. Omas Aquarellmalereien, Blumen und Landschaften, aber auch andere Kunstwerke zieren die Wände, kaum ein freier Fleck. Der Gang, welcher von Eingangsräum zum Wohnzimmer führt, ist mit Teppichen verschiedener Größen und Farben ausgelegt, schafft das Gefühl von Heimeligkeit. Briefe, Schmuck und alte elektrische Geräte. Der weiße Schrank des Urgroßvaters, auf welchem sich rote Aquarellblüten und deren grüne Ranken zu einem wunderschönen Kunstwerk verästeln. Das blassgelbe Hochzeitskleid der jung verstorbenen Urgroßmutter.

Dieses Haus trägt Geschichte, genauso wie die Gegenstände, die es Jahrzehntelang bewohnten.

Langsam übermannen mich eigens erlebte Erinnerungen. Nicht allzu lange her, und doch so fern. Für mich eine Ewigkeit.

Die frühe Morgensonne malt Muster auf den Boden und auf die von all den Jahren gezeichnete Ledercouch im Wohnzimmer. Dunkle Fettflecken, haftende Geschichte, zieren sie und machen sie in meinen Augen noch einladender. Sie weist Platz für gut drei Erwachsene auf, also eigentlich genug für die vier Stöpsel, die wir sind, meine Cousins, mein Bruder und ich. Es ist die Zeit, wo alles noch so begeisternd ist. Die Zeit, in der noch alles möglich und nichts zu blöd. Die Zeit, in der man Räuber sein darf und leider auch manchmal Gendarm. So sitzen wir dort, die großen Augen haften auf dem Fernsehapparat und verfolgen alles was läuft. Besonders beliebt: Skifahren und Skispringen. Wir haben uns aufgeteilt, mein Cousin, der Kleinste, muss im Sessel sitzen, überzogen von demselben, gezeichneten Leder, während wir anderen drei neben Opa auf dem Sofa sitzen dürfen. Neben unserem geliebten Opa mit dem Ballonbauch, auf den man draufklopfen kann und es sich anhört, als wäre er mit Luft gefüllt.

Der Duft nach Kakao, dunklem Roggenbrot, Butter, Käse und auch Honig füllt den Morgen. Das Brot wird uns in kleinen, zerteilten Stücken, auf denen sich stets Paprikastücke oder Walnüsse befinden, von Oma vor dem Fernseher serviert. Opa nascht mit. Ebenso im Wohnzimmer: Das Schaukelpferd, aus hellem Holz geschnitzt, handgefertigt und durch einen Tauschhandel für die Enkel erworben.

Knarz. Knarz. Knarz. Bei jedem Hin und Her knarrt der Holzboden.

Unter der Holztreppe, welche in den zweiten Stock führt, schläft die beliebte Hündin Lilli in ihrem Hundekörbchen, ihrem Zufluchtsort.

Lillis Geruch nach Erde, nach Geborgenheit-ich könnte ihn jederzeit wiedererkennen.

Ich erinnere mich auch an abenteuerreiche Schnitzeljagden mit meinem leichtgläubigen, pausbäckigen kleinen Bruder, an das Öffnen von neuen „Schatztruhen“, auf der Suche nach Interessantem.

Immer wieder das Stoßen auf wohl verwahrte Erinnerungen an schlimme Zeiten, an Kriegszeiten. Hinter Schränken versteckt, doch in den Köpfen noch lebendig.

Alles, aber wirklich alles in diesem Haus erzählt eine Geschichte, über spannende Erlebnisse, besondere Ereignisse. Man muss bloß sein Herz öffnen und lauschen.

Tränen, viele Tränen wurden vergossen. Auch Trauer trägt das Haus. Der Tod lauert in einem Winkel, hat auch schon zwei Leben zurückverlangt. Und doch: So viel Glück ist spürbar. Eiersuchen zu Ostern, köstliche Kekse Futtern zu Weihnachten, Singen an Geburtstagen- für mich ein Haus der Freude. Alles lädt dazu ein, sich an alten Geschehnissen zu erfreuen, in ihnen zu schwimmen und gelegentlich darin einzutauchen. Ältere Menschen werden hier wieder jung. Das Haus ist der Stützpunkt der Familie geworden, ein Wahrzeichen, etwas Gemeinsames.

Manchmal stelle ich mir vor, dass wir alle unsere Wurzeln an diesem Ort in St.Stefan verankert hätten, fest und stark.

Doch jetzt? Jetzt ist es leer. All die Schätze sind fort, weit weg. Für immer.

Kaum etwas schmerzt mich mehr, als diese Leere. All die Geschichten-vom Wind fortgetragen, nicht einmal ein Flüstern in der großen weiten Welt. Aber die Bedeutung dieses Hauses wird für mich immer bestehen. Es wird für mich immer besonders sein, ein Zufluchtsort in Gedanken, an den ich mich mein Leben lang hin und wieder verirren werde. Es wird nichts an Kraft verlieren, auch wenn es nur mehr in seiner vollsten Pracht in unseren Köpfen lebt.

Das Haus meiner Großeltern, das Haus der Erinnerungen- jetzt auch nur mehr eine Erinnerung. Schön, sowie traurig.

## Eine Frage der Perspektive

„Ich könnte eine Kurzgeschichte erzählen, über einen Mann auf Reisen, der fern ist und durch diverse Medien doch nah. Oder eine Geschichte über eine Oma, die ihre eigenen Kinder nicht erkennt, da sie dement ist. Und ihre Kinder erleben dadurch, wie ein Mensch, der räumlich nah ist, einem ferner wird. Fast so, als ob die Person nicht da wäre. Ich hätte jetzt auch eine Geschichte über Sehnsüchte nach fernen Orten erzählen können. Während dieser Gedanken an die Ferne, verliert man die eigene Heimat aus den Augen und hat so irgendwann wieder Sehnsucht nach der Nähe. Es hätte auch eine Geschichte, die auf die aktuelle Flüchtlingsthematik eingeht, werden können. Oder eine ganz banale Liebesgeschichte. Nein, ich muss versuchen, es dir anders zu erklären. Dann verstehst du es vielleicht.“

Es gibt oft Menschen, die fern sind. Aber bitte nicht falsch verstehen. Fern sein bedeutet nicht gleich, nicht da sein. Ganz weit weg ist nicht fern. Man kann nah sein, aber trotzdem fern. Ist der Anfang des Lebens in der Nähe oder liegt der Tod in der Ferne, oder ist es umgekehrt? Umgekehrt könnte man aber sagen, man ist immer nah. Ich bin da, so lautet auch schon der Name Gottes. Jahwe, ich bin da. Das will einem die Religion von klein auf vermitteln. Gott ist immer da. Was aber, wenn man nicht an Gott glaubt? Was, wenn da Allah ist, oder vielleicht irgendeine Gottheit des Hinduismus?

Ist Gott auch für diese Menschen da, die nicht die gleiche Konfession haben wie du? Oder muss man ein bestimmtes Bekenntnis haben? Vielleicht gibt es diesen Gott auch nicht. Ich glaube, es ist anders, denn der Glaube alleine zählt. Ob man an einen Gott glaubt, an eine Kuh oder an sich selber. Alles zählt, Hauptsache man glaubt an irgendetwas (an sich selbst zu glauben, wäre aber auch nicht so verkehrt, wenn man es zu etwas bringen will).

Was ist mit den Flüchtlingen, die ihre Heimat verlassen, um sich in einem anderen Land eine neue Existenz aufzubauen? Kann man die als Fremde in der Ferne oder als aus der fremden Ferne Kommende bezeichnen? Sind das Menschen, die die Nähe ihrer Heimat gegen die Ferne der Fremde getauscht haben? Ich glaube es verhält sich anders. Die Menschen, die aus der Ferne zu uns in die „Nähe“ kommen, sehen sich hier als Fremde, die aus ihrer gut bekannten „Nähe“ zu uns in die Fremde kommen. Für diese Menschen ist hier alles fremd. Die Kultur, der Umgang miteinander, die Landschaft. Nichts erinnert an die bekannte Heimat. Für die Menschen, in deren Kultur die um Hilfe bittenden „eingedrungen sind“, ist es aber anders. Sie sehen die fremde Kultur der Gäste als furchteinflößend an und verurteilen diese Menschen einmal als erstes, da sie die andere Kultur nicht kennen, auch nicht die Religion und die Sitten. Umgekehrt wäre es wahrscheinlich genauso. Wenn wir Europäer unsere Heimat verlassen müssten und dort um Obdach bäten. Aber was wäre jetzt bitte, wenn Aliens auf einmal auf der Erde auftauchen würden. Wären die Menschen bereit diese Kultur zu akzeptieren? Ginge das überhaupt? Hätten wir nicht ein Problem mit dem Fremdartigen?

Genauso war es auch, als Amerika entdeckt wurde. Die Europäer konnten, besser gesagt wollten, die Neue Welt nicht verstehen. Nicht die Menschen, nicht die Natur. Sie waren zwar fasziniert von der Ferne, der Fremde. Doch sie wollten, dass alles beim Bekannten, bei der Nähe bleibt. Weshalb glaubst du, haben sie sonst alle neu gegründeten Orte nach bereits existierenden Dörfern, Städten, Staaten benannt? Weshalb haben sie sonst die Einheimischen unterdrückt und sie bekämpft? Sie wollten, dass alles in der Ferne gleich bleibt, wie es sich daheim in der Nähe bewährt hat.

Wenn also Menschen versuchen Nähe und Ferne zu definieren, wird jeder auf eine andere Antwort kommen. Der eine wird das Thema auf räumlicher Ebene zu erklären versuchen, ein anderer auf zwischenmenschlicher und ein dritter käme vielleicht darauf Beispiele aus der Geschichte heranzunehmen oder beide Ebenen zu kombinieren. Wenn du also....“

Plötzlich war es still. Was war geschehen? „Oma! Oma, was ist denn mit dir los?“ Eleonor wusste nicht, was sie tun sollte. Es war plötzlich alles so still. Nichts regte sich. Nur das Zwitschern der Vögel in den Bäumen im Garten war zu hören. Die untergehende Sonne spiegelte sich im Fenster und erinnerte Eleonor an ihren letzten Urlaub in der Karibik. „Da war ich eigentlich ganz weit weg von zu Hause und hab mich aber trotzdem nicht weit entfernt gefühlt. Ich war doch eh so nahe bei allen. Meine ganze Familie war da. Ich war doch nicht weit weg. Vielleicht von dem Haus, von der Stadt, von meinem Heimatland, aber doch nicht von meiner Familie.“

Also war ich nicht fern.“ Eleonor dachte über die kryptischen Antworten ihrer Oma nach. Sie verstand sie noch nicht ganz, aber der Moment würde wahrscheinlich noch kommen. Das Leben war ja noch lang, der Tod war ja noch fern. Sie befand sich ja in der Nähe.

Jetzt wurde es immer finsterer. Und mit der Dunkelheit kam Stille. Plötzlich war alles verstummt. Kein Vogel zwitscherte mehr. Alles war still. Und diese Stille liebte Eleonor. Sie fühlte sich in ihr geborgen. Ganz nah und ganz fern. Diese Momente bevor künstliches Licht die Welt erhellt. Diese paar Sekunden, in denen man alles als Schattenumrisse wahrnahm. Man konnte nichts erkennen und doch war alles so wie es noch fünf Minuten vorher im Sonnenschein geglänzt hatte. Alles wurde anders und blieb doch gleich.

„Was wollte ich sagen? – Ach ja. Stimmt. Die Frage nach nah und fern ist also besonders schwierig.“ Ihre Enkelin schaute sie ganz verstört an. „Du hast doch schon alles gesagt. Ich kenn mich jetzt super aus. Die Frage ist jetzt nicht mehr so unklar für mich. Ehmm... Und Oma, wenn du alles noch einmal wiederholen könntest, wäre es besonders toll. Ich müsste nur schnell mein Handy holen. Dann könnte ich alles aufnehmen und meine Deutschhausaufgabe wäre auch erledigt.“

Salzmann Johanna  
BG/BRG Viktring

Wenn mich jemand nach jenem Sommer fragte, bekam ich diesen Gesichtsausdruck, erzählte man mir. Als müsste ich zuerst in mich kehren, von Erinnerungen erschüttert, die jedes Mal in einer Welle über mich hereinbrachen, mich nach etwas Haltbaren suchen ließen, während der Sommer wie ein Film vor meinen Augen entflammt.

Gerne beschreibe ich den Sommer als einen Teil von mir. Doch wenn ich die Wahrhaftigkeit dieser Lüge, die ich krampfartig versuche weiter bestehen zu lassen, einen halben Moment lang vernachlässige, bröckelt die Fassade und dahinter erscheint die Selbsterkenntnis, die mich drohend in sich aufnehmen will. „Du bist der Teil dieses Sommers“.

Wenn mich jemand nach jenem Sommer fragte, fühlte ich es immer wieder. Fühlte, wie sich die Erinnerungen langsam anbahnten und tiefer in mich eintauchten, so tief, bis es wehtat und ich den Geschmack der herben Luft wieder schmecken konnte, die mir in der Erinnerung zu leicht oder zu schwer begegnete. Bis ich das Rauschen des Windes an meiner Haut fühlte, der mir im Sommer die leichte Gänsehaut verpasste, gerade so viel um sich der Lebendigkeit jeder einzelnen Zelle bewusst zu werden und gerade so wenig um das Ausmaß seiner Präsenz nicht erkennen zu vermögen. Doch in meiner Erinnerung erscheint mir der Wind zu schwach oder zu stark.

Bis ich das Licht, das ich selbst mit geschlossenen Augen erfühlen konnte, vor mir sah und wie es selbst die alltäglichsten Dinge in seinen goldenen Schimmer empfing. In meiner Erinnerung jedoch blieb es zu dunkel oder zu hell, nie den richtigen Ton findend und schließlich flackernd sich in sich selbst auflösend.

Heute schreie ich nur noch gegen den Wind. Mache ihm Vorwürfe für das, was er mir gegeben, aber viel zu schnell wieder genommen hatte.

Freiheit.

## Die Männer

Schon mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne war die Ruhe, die am Hof zuvor noch herrschte, beendet. Der Hahn krähte und mit ihm stand er auf. Robert zog sich an, wusch sein Gesicht und ging hinaus, um die Tiere zu versorgen. Er war der erste, der in der Früh aufstehen sollte, denn da er der Jüngste war, war es seine Aufgabe sich um die Tiere zu kümmern. Das war so üblich, schon seit jeher.

Er schaute über das große Feld, welches sein Vater im Sommer immer gewissenhaft bestellte und sah in nicht allzu weiter Ferne den Nachbarhof. Er hielt einen Moment inne und erinnerte sich zurück an die Zeit, in welcher er öfter dort auf Besuch war. Denn auf jenem Hof lebte ein Bub seines Alters, in dessen Gesellschaft ihm nie langweilig geworden war. Doch dann war eines der Tiere auf Roberts Hof krank geworden und er konnte nicht mehr zu ihm gehen, bis das Tier geheilt worden war. Als es dann endlich so weit war und er seinen Freund wieder besuchen hätte können, fiel er ihm auf: Der Zaun. Robert hatte nicht bemerkt, wann und von wem er gebaut wurde, aber so etwas Großes hatte er davor noch nie gesehen. Er sah keinen Anfang und auch kein Ende und selbst aus der Entfernung erkannte er, dass er mindestens doppelt so groß sein musste wie er selbst.

Als er seine Mutter nach dem Zaun gefragt hatte, antwortete sie nur, dass dieser nun einmal hier sei und sie nichts daran ändern könne. Die Sache hatte ihm aber keine Ruhe gelassen und er hatte am nächsten Tag noch einmal gefragt. Auch dieses Mal hatte er keine bessere Antwort erhalten und ihm war klar geworden, dass seine Mutter nicht darüber reden wollte. Nur beim Hinausgehen hatte sie noch hinzugefügt, dass er sich vom Zaun fernhalten solle und seinen Freund vom Nachbarhof nun eben nicht mehr besuchen könne.

Robert dachte oft an das Gespräch zurück und egal wie oft er es in seinem Kopf wiederholte, er verstand einfach nicht, warum er seinen Freund nicht mehr besuchen durfte. Er fragte sich, ob es denn etwas mit den Männern in Uniform zu tun hätte, die manchmal an den Hof kamen und bei deren Besuch seine Geschwister und er immer in ihre Zimmer gehen sollten. Aber er wusste, wenn er seine Eltern danach fragen würde, würden sie ihm keine zufriedenstellende Antwort geben, also beließ er es dabei. In dem Moment wo er darüber nachdachte vermisste er seinen Freund wieder mehr. Gemeinsam waren sie jeden einzelnen Besuch dieser Herren bis ins Detail durchgegangen und hatten gerätselt, was denn wohl ihr Absichten wären. Robert war sich sicher, dass er inzwischen zum Zaun auch eine interessante Theorie entwickelt hatte und er wünschte sich, er könnte diese hören.

Die Sonne stieg immer höher und Robert stand noch immer gedankenversunken am Hof. Er hatte jegliches Gefühl für Zeit verloren und die Tiere, um die er sich eigentlich kümmern wollte ganz vergessen. Ein Geräusch, das er schon für eine Weile hörte, aber dem er keine Aufmerksamkeit schenkte, wurde immer lauter und das holte ihn zurück in die Realität. Anfangs konnte er es nicht wirklich zuordnen, doch dann wusste er es. Es war ein Auto und es war schon unglaublich laut, da er aber noch nichts sehen konnte, musste es mehr als eins sein. Jetzt sah er sie, eine richtige Kolonne die direkt auf ihren Bauernhof zufuhr. Im ersten Moment dachte Robert, dass er es nicht richtig gesehen hätte, aber er hat es richtig gesehen. Aus der Nähe konnte er jetzt erkennen, dass er diese Autos kannte, es waren die Autos mit denen immer die Männer in Uniform kamen. Robert war verwirrt so früh und zu so vielen waren sie noch nie gekommen. Eine Mischung aus Furcht und Neugier stieg in ihm hoch, er wollte wissen was die Männer wollten aber er hatte auch Angst vor ihnen. Sie kamen schnell immer näher und Robert musste sich entscheiden. Er war in einem

Zwiespalt, er wollte doch unbedingt wissen, warum er seinen Freund nicht mehr sehen konnte und wer diese Männer überhaupt waren, aber sie machten ihm auch unglaublich Angst. Doch jetzt war es zu spät. Die Männer waren schon da und er konnte nicht mehr zurück in sein Zimmer.

## Nah und Fern

In einem kleinen Fischerdorf, an der englischen Küste, lebte eine junge Künstlerin. Sie wusste nicht, von wem sie diese Leidenschaft hatte, doch sie liebte es ihre Gefühle durch die Kunst auszudrücken. Von den Fenstern ihres Ateliers hatte man einen atemberaubenden Ausblick auf das funkelnende Meer. Die am späten Abend versinkende Sonne und die Schiffe, die so weit entfernt am Horizont ihren Weg fanden, gaben ihr ein Gefühl von Geborgenheit. Wenn sie begann auf ihre Leinwand zu malen, geschah etwas besonderes. Sie konnte es nicht in Worte fassen, doch die Menschen die ihre Kunst betrachteten, wurden magisch davon angezogen.

Eines Nachmittages, als die junge Frau gerade aus ihrem Atelier zurück kam, klingelte es an der Tür. Neugierig öffnete sie und sah einen Postboten, der ihr freundlich lächelnd einen Brief überreichte. Sie bedankte sich und musterte neugierig den Umschlag. Die Schrift, mit der der Brief adressiert wurde, durfte dem Stil nach zu beurteilen von einer älteren Person stammen. Den Namen, den sie auf der Rückseite des Briefes fand, kannte sie jedoch nicht. Sie eilte hinaus auf die sonnendurchflutete Veranda, setzte sich in den Schaukelstuhl, den sie von ihrem Großvater geerbt hatte und begann den Brief zu lesen.

Meine liebste Dorith,

könnte ich einen Augenblick meines Lebens nochmal erleben, so würde meine Wahl auf die erste Begegnung mit dir fallen. Es war einer dieser seltenen Momente, in denen Träume zur Wirklichkeit wurden, in denen die Zeit still stand. Hätte ich zu diesem Zeitpunkt bereits gewusst, welches Schicksal uns erwarten würde, hätte ich gewiss anders gehandelt. Doch bitte verzeih mir, uns wurde keine Wahl gelassen.

In der Nacht, in der du geboren wurdest, tobte ein furchtbares Unwetter über das Meer. Ein gewaltiger Sturm verursachte heftige Strömungen, wodurch sich das unruhige Wasser zu riesigen Wellen auftürmte. Das Segelboot, auf dem sich dein Vater und ich mit dir befanden, wurde wie eine Spielzeugfigur gnadenlos von einer Wellenschlucht in die nächste geschleudert. Nach kurzer Zeit waren die Gewalten des Sturmes zu stark, das Schiff konnte nicht mehr standhalten und zerbrach. Immer schneller wurde es vom Wasser in die Tiefen des Meeres gezogen. In der kurzen Zeit, die uns blieb, versuchten wir alles, um uns zu retten, aber es war vergeblich. Keiner hörte unsere Hilferufe oder sah unsere Lichtsignale, denn selbst am Land ließ der Sturm seine Launen aus und verschonte die Menschen auch dort nicht mit seinen verheerenden Folgen. So beschlossen wir, in unserer tiefsten Verzweiflung, dich in eine kleine Holztruhe zu legen mit der Hoffnung, dass du es lebend bis zum Ufer schaffen würdest. Wir mussten uns von dir trennen, es war deine einzige Chance zu überleben. An die darauffolgenden Stunden kann ich mich nicht mehr erinnern. Augenzeugen berichteten mir später, dass sie mich im Morgengrauen bewusstlos am Strand gefunden hatten. Neben mir lag ein Mann, dein Vater, doch er hatte die Nacht nicht überlebt. Als ich von dem Verlust erfuhr, verlor ich den Boden unter meinen Füßen. In meiner Verzweiflung fing ich an zu schreien und zu weinen.

Durch meine Herz pochten heftige Stiche, als ob mir jemand mit aller Wucht einen Dolch hinein gerammt hätte.

Nachdem ich mich einigermaßen beruhigt hatte und meine Gefühle unter Kontrolle waren, begann ich dich zu suchen. Nachdem ich schon einen geliebten Menschen verloren hatte, konnte ich die Vorstellung, dich nie wieder zu sehen, nicht ertragen. Hoffnungsvoll fragte ich überall nach der kleinen Holztruhe, in der wir dich Stunden zuvor gelegt hatten, doch niemand konnte sich daran erinnern, eine solche gesehen zu haben. Am Boden zerstört, machte ich mir große Vorwürfe dich einer solchen Gefahr ausgesetzt zu haben. In dieser Zeit, fühlte ich mich einsam und verloren.

Voller Trauer versuchte ich meine Gefühle in den Kunstwerken, die ich malte, zu verarbeiten. Du musst wissen, dass als ich deinen Vater kennen lernte, als junge freischaffende Künstlerin mein Geld verdiente. Es war eine Leidenschaft, die ich schon mein ganzes Leben hatte und ich verspürte stets den Drang meine Gedanken und Gefühle auf die Leinwand zu bringen. In den ersten Jahren meines Schaffens hatte ich nur wenig Erfolg. Es machte manchmal den Anschein, als ob die Schönheit meiner Werke nur von mir selbst gesehen wurde. Doch eines Nachmittages, verirrte sich ein junger Kunstkritiker, in mein Atelier. Er betrachtete meine Werke und verliebte sich in meine Kunst. Dieser Mann war, wie du dir vielleicht schon gedacht hast, dein Vater.

Meine Suche nach dir hielt über viele Jahre an, jedoch blieb ich alleine. Nach einer langen Zeit der Einsamkeit traf ich eines Tages auf einen gut aussehenden Mann, der als oberster Offizier bei der Royal Navy arbeitete und verliebte mich in ihn. Aufgrund seines hohen Ranges wurde er oft in den Einsatz gerufen und musste für einige Monate in See stechen. Als unsere Liebe zu einander immer stärker wurde, kündigte er seinen gefährlichen Beruf, um mehr Zeit mit mir verbringen zu können.

Wir heirateten im darauf folgenden Sommer und bekamen einen gemeinsamen Sohn, den wir über alles liebten. Obwohl wir ein sehr glückliches und sorgenfreies Leben führten, verging kein Tag, an dem ich nicht an dich dachte.

Eines musst du wissen, auch wenn wir voneinander getrennt waren, warst du immer, ganz tief in meinem Herzen, bei mir. Vor einigen Jahren bin ich schwer erkrankt. Ich weiß nicht, wie viel Zeit mir noch bleibt aber mein behandelnder Arzt machte mir letztens deutlich, dass es sich nur noch um ein paar Monate handeln würde. Die Vorstellung, bald nicht mehr bei meinen Lieben sein zu können, schmerzt mich jeden Tag. Wer kümmert sich denn um sie, wenn ich nicht mehr da bin? Sie brauchen mich doch so dringend.

Vergangene Woche wurde ich zum letzten mal als Kunstkritikerin zu einer Ausstellung einer aufstrebenden jungen Künstlerin eingeladen. Ich hatte schon viel über ihr Talent gehört, jedoch noch nie eines ihrer Kunstwerke mit eigenen Augen gesehen. Gespannt machte ich mich auf den Weg und als ich auf der Ausstellung ankam, traf ich viele Kollegen mit denen ich jahrelang zusammen gearbeitet hatte. Nach einer scheinbar endlos dauernden Begrüßung, konnte ich mich losreißen und zum ersten mal eines ihrer Kunstwerke betrachten. Wie von einem Zauber wurde ich magisch angezogen. Meine Augen verloren sich in dem Bild und ich konnte nicht aufhören es anzustarren. Es lässt sich nur schwer beschreiben aber ich fühlte eine so starke Verbundenheit zu dem Werk, als ob es eines meiner eigenen wäre. Zuerst hielt ich es nicht für möglich, doch plötzlich sprudelte in mir ein Gefühl der Hoffnung auf. Konnte es tatsächlich sein, dass meine verlorene Tochter Dorith Künstlerin geworden war? Sofort wollte ich die Künstlerin kennenlernen, doch leider musste ich erfahren, dass sie nicht anwesend war und so ließ ich mir die Kontaktdaten geben. Ohne zu wissen ob die Künstlerin wirklich meine Tochter war, begann ich diesen Brief zu schreiben, denn tief in meinem Herzen wusste ich, dass ich nach so vielen Jahren meine verlorene Tochter wieder gefunden hatte. Nun liege ich hier und blicke auf die Weite des Meeres, höre das Rauschen der Wellen und das Pfeifen des Windes. Wie wünschte ich mir, dich noch einmal in meinen Armen zu halten. Kein Wunsch in mir ist größer, als dich, meine einzige Tochter, noch einmal zu sehen. So bitte ich dich, aus tiefsten Herzen, mich zu besuchen.

In ewiger Liebe,  
deine Mutter

Mit zitternden Händen legte sie den Brief zur Seite und begann zu weinen. Seit sie ein kleines Mädchen war, erzählte ihr der Vater, bei dem sie aufgewachsen war, ein bescheidener Fischer, dass ihre Mutter bei der Geburt ums Leben gekommen sei. Die junge Künstlerin hatte ihrem Vater, den sie über alles liebte, immer geglaubt, doch nun wusste sie nicht mehr was die Wahrheit entsprach. Konnte es tatsächlich sein, dass ihre Mutter noch lebte? Ist es möglich, dass sie die Tochter der unbekannten Frau ist?

Der Schnabel des Spechtes, der ihn schon am Abend davor genervt hatte, hämmert nun wieder gegen den alten Baum, neben dem er sein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Vögel zwitscherten lieblich, die Sonne drang mit herrlicher Wärme durch die dichten Blätter der Bäume und der Bach, neben dem er geschlafen hatte, rauschte immer noch wie am Vorabend vor sich hin. Er rieb sich die Augen, ging aus dem Zelt und trat in die noch warme Asche seines Lagerfeuers, in dem er sein Abendbrot zubereitet hatte. Frischen Fisch, den er sich zuvor aus dem Fluss geangelt hatte. Denn das konnte er, was ihm seine Freunde aus der Großstadt nie glaubten. Sie wussten nicht, dass er einst mit seinen Eltern und seinen zwei Geschwistern am Fuße eines Berges gelebt hatte. Damals saß er jeden Abend auf seinem Fenstersims und ließ seine Beine aus dem Fenster hängen, das dem Berg, hinter ihrem Haus, zugewandt war. Mit großen Augen und konzentriertem Blick musterte er den Berg vom Gipfel bis zum Fuß, um einen möglichen Weg hinauf zu finden, welcher aber unauffindbar war. Er fragte seinen Vater fast täglich, ob sie nicht auf den Berg wandern könnten und die wunderbare Natur, mit all ihren Herrlichkeiten, von oben betrachten könnten. Doch sein Vater mahnte ihn jedes Mal, es sei zu gefährlich den Berg besteigen zu wollen. Niemand, der es je versucht hatte, sei jemals wieder zurückgekehrt. Erst später erfuhr er, dass sein Vater selbst schon versucht hatte den Giganten bis zum Gipfel zu besteigen und dabei selbst scheiterte. Da war er schon längst in der Großstadt um zu studieren, neue Leute kennenzulernen und um die Welt zu erforschen.

Als sein Vater starb, versprach er sich, ein altes Foto seines Vaters und ihm, welches er am Tag seiner Abreise noch schnell in seinen dunkelbraunen, ledernen Rucksack geworfen hatte, auf diesem unerklimbaren Berg zu platzieren, um jeden anderen Besteiger, nach ihm, daran erinnern zu können, wer der erste Bezwinger dieses Giganten war.

Nun war er also unterwegs, sein Versprechen einzulösen. Er hatte seine Arbeit und seine Wohnung aufgegeben und war ohne zu zögern losgegangen.

Er wischte sich die Asche vom Fuß, ging zum Wasser und wusch sich mit dem eiskalten Wasser das Gesicht. Jetzt war er wieder ganz wach.

Er nahm einen Topf, füllte ihn mit Wasser und hing ihn über das selbstgemachte Dreibein. Nachdem er seine Frühstückssuppe zu sich genommen hatte, füllte er seine leeren Flaschen mit dem eiskalten Bachwasser, rollte sein Zelt zusammen und steckte es in den Rucksack.

Die Sonne stand nun schon hoch und brannte ihm auf der Haut. Er nahm seinen hölzernen Wanderstock, löschte seine Feuerstelle, ehe er sich weiter auf seinen Weg zu dem Berg machte.

Er war nun schon seit sehr vielen Tagen unterwegs, aber immer noch keine Spur des gesuchten Berges. Wie lange er schon unterwegs war, wusste er nicht genau, denn er hatte alle Hilfsmittel, die bei Orientierung oder Zeitfindung helfen, zuhause gelassen. „Sowas hat in der Natur nichts verloren“, hatte er sich gedacht.

Als er Schritt für Schritt den moosigen Weg weiterging, kam ihm ein unbehagliches Gefühl. „Was, wenn ich den Berg niemals finde?“ „Was, wenn ich mein Versprechen nicht erfüllen kann?“, fragte er sich selbst, als er gerade eine rutschige und steile Anhöhe erklimmte. Die Muskeln in seinen Beinen brannten und der Schweiß floss ihm von der Stirn, als er das Ende der Anhöhe erreichte. Er sank auf die Knie, drehte sich um und starrte den steilen Weg, den er gerade erst zurückgelegt hatte, hinunter. Die in das feuchte Moos getretenen Fußabdrücke, die seine eigenen waren, schienen ihm unendlich lang zurückzuliegen. Er stemmte sich mit seinem Wanderstock hoch, drehte sich um und bemerkte eine kleine, braune Holzbank, die nur darauf zu warten schien, dass er sich setzte. Er schmiss seinen Rucksack neben die Bank und ließ sich auf die Bank fallen, ohne auch nur einen Blick in die ihm umgebende Landschaft zu werfen.

Er setzte sich auf und stützte seinen, so schien es ihm, viel zu schweren Kopf in seinen offenen Händen. Er dachte nun über Vieles nach. Vielleicht war diese Reise nicht für ihn bestimmt. Vielleicht sollte er nicht der Erste sein, der diesen Berg erklimmt, den er ohnehin nicht einmal finden konnte. Vielleicht konnte er sein Versprechen doch nicht halten. Allerlei Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf und nach einiger Zeit ergriff er abermals seinen Wanderstock, stand auf und erstarrte. Alle Kraft, die er auf der Anhöhe verloren zu haben schien, war innerhalb von Sekunden wieder da. Der Berg, den er so lange gesucht hatte, den er besteigen und erobern wollte, auf dem er sein Versprechen endlich erfüllen wollte, war direkt vor ihm.

Nun wieder entschlossen und voller Energie hob er den Rucksack auf. Dabei fiel das Bild seines Vaters und ihm aus dem vordersten Fach. Er blickte auf das Bild hinab. Tränen füllten seine Augen als er es aufhob und musterte. Mit Tränen in den Augen und ernster Miene setzte er sich wieder auf die hölzerne Bank und fing nun ganz an zu weinen. Er versuchte sich mühsam all die vielen und schönen Momente mit seinem Vater, der leider viel zu früh von ihm ging, zurückzuerinnern. Diese Erinnerungen waren mittlerweile nur noch in Bruchstücken und mehr als nur verschleiert. Seine Besessenheit, den Berg ausfindig zu machen und ihn endlich zu erobern, hatte seine Erinnerungen um ein Immenses getrübt. Also stand er auf, küsste das Bild wie er noch nichts und niemanden zuvor geküsst hatte, voller Liebe und Zuneigung. Er schrieb das Wort „gescheitert“ auf die Rückseite des Bildes und ließ es auf der Bank zurück. Er blickte den Berg an und ging genau denselben Weg zurück, den er so schwer und nur mit letzter Kraft bestreiten konnte. Der Berg, der ohnehin immer fern für ihn war, war nun, nach all seinen Wegen und seinen Bemühungen am fernsten. Aber das war ihm egal.

Er drehte sich ein letztes Mal um und blickte zum Himmel hinauf. Die Sonne schien ihm durch die dichten Blätter der Bäume in sein Gesicht. Er schloss die Augen. Mit einem Lächeln im Gesicht konnte er sich an all die Erinnerung an seinen Vater zurückerinnern, genoss dabei die Wärme der Sonne, die Geräusche der Waldtiere und den feinen Geruch des feuchten Mooses um ihn herum.

Es kommt mir vor als ob es gestern gewesen ist, als ich das letzte Mal dein strahlendes Lächeln sah. Wenn ich dich heute besuche, denke ich noch oft daran, wie du im Hof gesessen bist, auf der hölzernen Bank, und wie du verträumt vor dich hingeschaut hast. Dein Blick war leer und doch hätte ich so gern gewusst, was dir in diesem Moment gerade durch den Kopf ging. Wenn ich heute in die Sonne blicke, dann spüre ich deine wärmende Nähe, so als ob du neben mir wärst und deinen Arm um meine Schulter gelegt hast, du bist nah und doch so fern. Manchmal da weint der Himmel und du weinst mit mir, denn du weißt genau dass es mir nicht gut geht. Du merkst immer, wenn ich etwas auf dem Herzen habe, doch lässt du auch wieder Regenbögen für mich tanzen. Manchmal, da flüsterst du mir zu, ganz leise, doch nicht nur ich kann dich hören, nein, der ganze Wald hört dein Flüstern. Wenn ich abends in den Himmel blicke, leuchtest du nur für mich. Ganz hell und stark, damit ich weiß, dass du mich beschützt. Du beschützt mich zu jeder erdenklichen Stunde. Egal ob beim Autofahren, wenn ich alleine unterwegs bin, selbst beim Schlafen hast du immer ein Auge auf mich gerichtet. Bist du nicht manchmal selber müde? Und du gibst mir Kraft und Mut. Du hast mich gelehrt, dass man seine Kraft und seinen Mut auch mit anderen teilen kann, deshalb pflege ich Beziehungen zu anderen konstant und versuche, stets mein Bestes zu geben. Du hast mich auch gelernt, dass man teilen muss, denn das Abendessen hast du immer gerne mit mir geteilt, und ich durfte immer auf deinem Schoß sitzen. Nähe zu anderen war dir immer sehr wichtig, deshalb versuche ich oft die Gaben, die du mir gelehrt hast, anderen weiterzugeben. Jetzt, wo ich gerade diese Zeilen für dich schreibe, denke ich an dich. Ich denke oft an dich, doch immerzu für mich allein. Ich möchte die Zeit mit dir mit niemandem auf dieser Welt teilen. Es mag vielleicht egoistisch klingen, doch ich finde es schön, dich für mich alleine zu haben. Weißt du noch, als ich auf der Stiege im Vorhaus gesessen bin und du mich nur angeschaut hast? Du bist im Türrahmen gestanden und hast mich einfach nur angeschaut. Du warst fern und doch so nah.

Heute würde ich alles dafür geben, diesen einen Moment noch einmal zu erleben, denn du bist nah und doch so fern. Und ich fühle mich schlecht, weil ich permanent wünsche, dass du wieder bei mir wärst. Obwohl ich weiß, dass du einfach nicht mehr konntest. Du warst alt und schwach und ich weiß, dass es dir nun gut geht. Dort oben bist du glücklich und wieder voller Energie und das Wichtigste: Du triffst die Liebe deines Lebens wieder.

Ich schäme mich nicht dafür, an ein Leben nach dem Tot zu glauben, oder an ein Leben im Himmel. Ich finde diese Idee oder besser gesagt diese Vorstellung einfach wunderbar. Dass du von dort oben auf mich herabblickst und immer weißt was ich tue. Ich fühle mich behütet und auf jedem Schritt von dir begleitet. Ich muss nicht kilometerweit fahren, Blumen an dein Grab legen, um mich mit dir verbunden zu fühlen, ich schaue in die Welt und spüre dich immer. Ich pflücke eine Blume von der Wiese, stelle sie in eine Vase und denke dabei an dich: Du bist hier. Ich sehe einen Vogel über den Himmel fliegen, egal ob nach Westen, Süden, Osten oder Norden: Du bist hier. Ich höre das Rascheln der Blätter vom Wind: Ich weiß, du bist hier. Du bist immer hier, doch du bist nah und doch so fern.

Ich erinnere mich noch gut an den Tag als ich erfuhr, dass du unheilbar krank warst. Du hattest Alzheimer, also besser gesagt „Honig im Kopf“. Ein Film hat es mir einmal so erklärt, dass es ungefähr so ist, als ob täglich Bücher in deinem Kopf umfallen. Wenn sich ein Buch wieder aufrichtet, fällt ein anderes wieder um. Das geht dann so lange, bis das Buch dann ganz aus dem Regal fällt und man sich an nichts mehr erinnern kann. Und ja, es stimmt. Du hast mich am Ende nicht mehr erkannt, denn ich war dir nah und doch so fern. Niemals hätte ich gedacht, dass es mich so hart treffen würde, als du die Pflegerin fragtest „Wer ist dieses Mädchen?“. Doch ich kann es dir nicht böse nehmen, denn innerlich wusste ich, selbst wenn ich es dir erklären würde, wüstest du es eine Stunde später nicht mehr. Aber das ist eine der schlimmeren Erinnerungen, die ich von dir habe, der Rest meines Bilderbuchs im Kopf ist mit schönen Momenten gefüllt. Mit Momenten, in denen du gelacht hast, mit mir gespielt hast und manchmal auch etwas geschimpft hast. Aber ich kann es dir nicht wirklich verübeln, ich war doch noch ein Kind. Heute bin ich eine junge, erwachsene Frau, die noch nie wirklich mit dem Tot konfrontiert wurde, doch zerbrach es mir das Herz, als ich erfuhr, dass du von uns gingst. Ich war wütend auf dich, dass du dich nicht verabschiedet hast, ich war wütend auf mich, dass ich dir die Chance dazu nie gab. Doch vor allem war ich traurig, einen der wichtigsten Menschen meines Lebens nun nicht mehr bei mir zu haben. Ich wusste, dass ich nie mehr deine warme, faltige Hand halten konnte. Ich wusste, dass ich dich

nicht mehr umarmen konnte und ich wusste, dass du mich nie wieder mit deinen blauen Augen ansehen wirst. Doch wenn ich heute in den Spiegel sehe, erkenne ich, dass du mir ein Geschenk überlassen hast: deine blauen Augen. Und ich bin dir sehr dankbar dafür, denn ich kann mit Stolz sagen „Die habe ich von meinem Opa“.

Zechner Marlene  
Europagymnasium

Das Pfeifen an seinem Ohr kam Brian schon fast vertraut vor, als er sich zu Boden warf, um sich in Sicherheit zu bringen. Der Knall, der darauf folgte, ließ ihn zusammenzucken, als ob er die Granaten zum ersten Mal hören würde. Es waren sieben Monate, zehn Tage und acht Stunden vergangen, seit er eingezogen wurde. Sieben Monate, zehn Tage und acht Stunden vor denen er sich von seiner Familie, von ihr verabschiedet hatte. Jeden Tag betete er dafür, endlich heimzukommen.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, als die Stimme seines Kommandanten an sein Ohr drang. „Vorrücken!“, rief er im gewohnten Befehlston, doch es schwang ein gewisser Unterton mit, der Brian seine Vorahnung bestätigte. Schon den ganzen Tag wirkten die Offiziere nervös, als würde etwas nicht stimmen. Waren die feindlichen Gruppen zu weit vorgedrungen? Gab es einen Verräter unter seinen Kameraden, seinen Brüdern? Er wusste es nicht. Obgleich seiner Verunsicherung führte der Soldat den Befehl aus, es blieb ihm auch nichts anderes übrig, wenn er nicht als Deserteur inhaftiert werden wollte. Also kroch er die letzten Meter vor und sprang in den Schützengraben, in dem der Rest seiner Einheit schon wartete.

„Auch schon da, Kingsley?“, rief sein bester Freund Adam ihm zu, als Brian sich neben ihn stellte. Er schenkte ihm nur ein kurzes Grinsen und ignorierte den stichelnden Unterton. Das war einfach Adam. Die letzten Monate hatte man ihn nie ernst erlebt. Er hatte immer einen Spruch auf den Lippen und heiterte seine Einheit auf. Aber er war ein verdammt guter Soldat und erfüllte seine Aufgaben. Diese Eigenschaften schätzten alle an ihm. Ein kurzer Blick über den Rand des Grabens reichte Brian um zu erkennen, dass die Angreifer weiter vorgerückt waren, als er angenommen hatte. Sie waren in der Unterzahl, soweit er in dem wenigen Licht, das die ver einzelnen Brände schenkten, erkennen konnte. Doch die Schwärze der Nacht konnte die Nachhut verstecken. Während die Einheit auf weitere Anweisungen wartete, wurden alle immer nervöser. Warum gab der Kommandant nicht den Befehl zu schießen? Je näher die Feinde kamen, desto gefährlicher wurde es doch für die Soldaten.

Gerade als Brian seine Bedenken Adam mitteilen wollte, sah er im Augenwinkel, dass eine weitere Granate auf sie zuflog. Und dieses Mal würde sie ihr Ziel nicht verfehlen.

Die nächsten Sekunden vergingen wie in Zeitlupe. Das Einzige, an was er denken konnte als er Adam und die anderen Soldaten warnen wollte, waren dessen strahlenden Augen, wenn er von seiner dreijährigen Tochter erzählte. So laut er konnte schrie er die Warnung, obwohl er wusste, dass die Zeit zu knapp war, um alle außer Reichweite der Detonation zu bringen. Die zwei besten Freunde waren kaum zwei Meter weit gekommen, als die Granate hinter ihnen einschlug. Das Letzte, was Brian machen konnte, damit sein Freund seine geliebte Tochter wiedersah, war, sich auf ihn zu werfen und ihn somit vor den Metallsplittern zu schützen.

Brian spürte keine Schmerzen, als er die Augen das nächste Mal aufschlug. Auf einmal war es so hell, dass er zweimal blinzeln musste, um etwas zu erkennen. Langsam setzte er sich auf. Er befand sich auf einer wunderschönen Wiese, deren Blumen und Gräser sich der warmen Frühlingssonne entgegenstreckten. Da traf ihn eine erfreuende aber zugleich auch erschreckende Erkenntnis. Die Umgebung war ihm vertraut, gleich wie das hierauf folgende Geschehen. Jedoch konnte es sich nur um einen Traum handeln. Er wusste, würde er nach links schauen, wäre dort unter dem Baum ein Picknickkorb voll mit den schmackhaftesten Sachen von daheim. Und rechts? Ein Lächeln huschte über Brians Gesicht als er seinen Kopf drehte und sie neben sich liegen sah. Rose hatte ihre Augen geschlossen, aber sie schlief nicht. Das Lächeln verriet sie. Um ihr Gesicht flossen ihre blonden Locken, die mit Blumen verziert waren, bis zu ihrer Brust hinab.

Wie damals streckte Brian die Hand aus, strich zuerst über ihre zarten Wangenknochen, bevor er anfing, seine Freundin zu kitzeln. Lachend öffnete diese ihre Augen, wand sich aus seinen Händen und rannte mit einem Grinsen davon. Eine Verfolgungsjagd begann, bei der der junge Soldat liebend gern verlor. Zu gern sah er

ihr strahlendes Lächeln, zu gern das freche Glitzern in ihren Augen. Schließlich bekam er sie doch zu fassen, sperrte sie zwischen sich und dem Baum ein. Genau hier hatten sie sich gegenseitig versprochen, immer für einander da zu sein und immer im Herzen des anderen zu sein, egal wie weit sie voneinander getrennt wären. Wie damals beugte er sich zu ihr hinunter um sie zu küssen, und wie damals schlüpfte sie unter seinen Armen durch und lief mit einem wunderschönen Lächeln auf den Lippen abermals davon.

Plötzlich war das Bild weg und Brian sah nichts außer die Schwärze, die seine Augen belegte. Er hatte nur noch ihr herzliches Lachen im Ohr. Dafür nahm er jetzt den Schmerz, der seinen Oberkörper und sein linkes Bein durchzog und ihn daran hinderte, sich zu bewegen, wahr. Leise drang die Stimme von Adam an sein Ohr. „Komm schon, kämpf Kingsley. Nur weil du den Helden spielen musst, wirst du jetzt nicht sterben!“ Nun spürte er auch die regelmäßigen Schläge auf seiner Brust.

Zuerst wollte er aufgeben. Für was auch kämpfen? Doch dann sah er wieder Rose‘ Gesicht vor seinem inneren Auge und erinnerte sich an ihr Versprechen. Sie war für immer bei ihm, in seinem Herzen eingeschlossen. Auf einmal durchströmte ihn tiefe Entschlossenheit. Nein, er würde nicht sterben, nicht hier, nicht heute. Sie glaubte an ihn, genauso wie seine Familie und seine Freunde, die mit ihm jeden Tag um ihr Leben kämpften. Dieses Vertrauen würde er nicht missbrauchen. Mit neuer Kraft und Zuversicht öffnete er die Lider und sah in die erleichterten Augen seines besten Freundes.

*Wie nah ist doch der Stern wenn man verliebt ist.*

*Wie fern ist er doch – in der Realität.*

*Steffen N. Hocker*

*„Einem Machthaber darfst du weder so nah stehen, daß sein Sturz dich mitreißt, noch so fern, daß du im Fall seines Sturzes nicht bereit bist, auf seine Trümmer zu steigen.“*

*Niccoló Machiavelli*

*„Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,  
du bist mir nah!*

*Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.  
O wärst du da!“*

*Johann Wolfgang von Goethe*

*„Worte, die nahe liegen, aber in die Ferne weisen,  
sind gute Worte.“*

*Chinesische Weisheit*

*„Warum denn in die Ferne schweifen?*

*Das Böse liegt so nah.“*

*Ludwig Marcuse*

*„Lebe fern von Verwandten und nahe am Wasser!“*

*aus Indien*